David

DAS HOFE-RECHT

Das Höfe-Recht

Eine Erzählung

von

J. J. David

Dresden und Leipzig
Verlag von Heinrich Minden

Das Höfe-Recht

Das Höfe-Recht

Eine Erzählung

von

J. J. David

Dresden und Leipzig
Verlag von Heinrich Minden

Erich Schmidt

zugeeignet

Es ist lange her, seitdem das Büchlein, das nun in die Welt tritt, Ihnen zuerst unter die Augen gekommen ist. Manches widerfuhr mir seither, Böses wie Gutes: aber ich wüßte nichts, das sich an reinem Glücksgefühl der Empfindung jenes Augenblickes gleichstellen könnte, da ich zuerst aus Ihrem, eines mir berufenen Richters Munde, das Urtheil vernahm: „Du hast das Recht zu sinniren und zu träumen." Und zur Erinnerung an jene eine Freude unter Vielen, die ich Ihnen danke, möge das Werkchen Ihren Namen tragen und Ihnen zugeeignet sein.

Nicht ohne Zagen entsend' ich's. Denn Sie wissen, wie wohl ich seine Fehler erkenne, wenn ich ihnen doch nicht zu steuern vermag. Nun hat's allerdings Freunde gefunden, die es mochten, da es zuerst auf den losen Blättern einer Zeitung in die Welt

flatterte. Aber werden ihm die auch jetzt noch getreu bleiben? Wird es nicht da wie dort mißdeutet werden, nicht nach einer Tendenz durchforscht und darnach beurtheilt? Denn die Zeit ist tendenziös und sucht und richtet nach Schlagworten. Irrten die nicht, welche meinten, seine Vorzüge überwögen seine Mängel? Alle diese Bedenken waren mir gewärtig und ich erwog sie; wenn sie aber doch nichts über mich vermochten, dann ist's am Ende begreiflich. Es ist aber auch nicht das unbedingte, ach so wohlfeile Lob, darnach ich geize; genug, wenn mein „Höfe-Recht" seine Leser findet, wenn diese sprechen: „er nahm das Wort, weil er etwas zu sagen hatte" . . .

Genug davon. Sie aber bitte ich: empfangen Sie zum andern Male hold und gewogen, was Ihnen einmal nicht mißfiel.

Wien, im Februar 1890.

I.

Einen letzten Hügel erstieg die Landstraße hart vor dem Dorfe; dann senkte sie sich gemach herab in ein tiefes Thal, das sich fast endlos dahinzog. Wohin immer das Auge sah, war Grün; nur die Straße selber zog sich durch das Gelände, schier einer grauen Riesenschlange vergleichbar. Die Häuser zogen sich, als ob sie ihre Annäherung fürchten müßten, scheu auf sich zurück: hinter ihren Vorgärten suchten sie Deckung, darinnen sparsame Blumen, alte Obstbäume und hochstämmige blühende Linden standen. Der Bauersmann liebt nämlich die Linde — so karg er sonst gegen Alles ist, was blos schön sein will — nicht etwa, weil ihre Blüthen süß duften, sondern weil sie

seinen Immen just in nahrungsarmer Zeit die treff-
lichste Beute liefert.

Wie an die Schnur gereiht, stand ein Haus neben dem anderen. Alle waren sie wohlgehalten, aber alle hielten auch tüchtigen Abstand von einander. Hinter den einen erstreckten sich die Felder in langem Striche, schier unabsehbar in ihrem bunten Wechsel von hellem Gelb und sattem Grün. Das waren die Höfe der Großbauern. Dazwischen und verstreut stand wohl auch ein Häuschen, das nur ein kleines Stückchen Ackerland, vielleicht gar nur ein Gärtlein umgab. Da wohnten die Häusler. Aber man mußte das ganze Dorf durchschreiten — und ein gutes Stück Weges war das — ehe man eines traf, das allen Schmuckes entbehrte, das kahl und öde an der kahlen Straße lag, ehe man zur Wohnung des Dorfjuden gelangte.

Unter ihrem moosigen Schindeldache lag sie ganz seltsam geformt. Die Verkalkung ihrer Wände war abgebröckelt und zwischen dem schmutzigen Weiß schienen

die Rohziegel häßlich in braungelbem Fahl hervor. Niemand mühte sich, zu bessern oder zu schmücken; nicht ein armseliger Blumentopf stand zwischen den erblindenden Fensterscheiben. Zwei einsame Pappeln, deren Blätter unter einer dichten Staubschichte verschwanden, hielten kerzengerade und langweilige Wache davor. Eine Bank war zwischen ihnen, als schiene den Bewohnern der Hütte selbst dieser Schatten noch begehrenswerth. Die Hofthür war immer nur angelehnt; wer sich die Mühe nahm, in den Hof zu blicken, der sah allerlei klägliches Gerümpel zu Hauf stehen. Zerbrochene Sessel, verbogene Ofenröhren lagen wirr durcheinander, schlecht geschirmt vor der Sonnengluth und dem Regen des Sommers.

Wann immer aber in sommerlicher Zeit die Hausthür geöffnet ward, drang der Staub ein. Ein unbarmherziger Geselle! Er lagerte sich breitspurig auf dem dürftigen Möbelwerk, er umkrustete die Dielen, die Betten, kurz Alles mit seiner trübseligen Farbe. Fingerdick lag er auf den wenigen Büchern

und auf dem Ofen, im Geschirre hatte er sich häuslich eingerichtet. Kam der Wind, dann stieg er in förmlichen Säulen in die Höhe, seltsam vom Scheine der bunt schillernden Fenster beleuchtet.

Anfangs hatte die Judenfrau einen Kampf mit ihm zu führen gesucht. Die Mauern ließ sie frisch anstreichen, sie scheuerte und fegte. Aber bald war sie ermüdet. Wozu sollte auch die Mühe? Jede Weile fuhr ein Lastwagen schwerfällig wider das Häuschen, daß große Stücke des Bewurfes abbröckelten; und das Haus gehörte ja nicht einmal ihnen. Wenn der ärmste Tagelöhner des Dorfes sein eigen Dach hatte — sie waren ja nur zur Miethe, ohne zu wissen, wie lange Zeit ihnen auch nur das armselige Obdach gehöre, das sie bewohnten. Das Innere der Wohnung aber rein zu halten, war ihr unmöglich. Zu oft im Tage mußte die Pforte geöffnet werden: ein Schlagbaum spannte sich hier über die Straße — die Hütte war das Heim des Zollpächters. Jeder vorbeifahrende Wagen mußte hier

sein Woher und Wohin abgeben, ehe er, ohne das Wegegeld entrichtet zu haben, weiter durfte. Und so gab die Thür, ungeölt, unablässig ihr häßliches Kreischen von sich; auch das bischen Oel, um sie verstummen zu machen, schien der Jüdin eine zu große Auslage. Es war ein Leben zwischen Thür und Angel, das sie führte: bei Tage wie bei Nacht; denn auch da pochte häufig eine harte Faust an das Fenster, hinter dem eine kleine Oellampe ihr zaghaftes Licht auf abgerissene Papierfetzen warf, und eine heisere Stimme forderte Durchlaß. Dann mußte sie sich vom Lager erheben; der Schlagbaum stieg, seiner Kette entledigt, knarrend in die Höhe und es ward eine Weile ruhig.

Erst seit kurzer Zeit wohnten die Eheleute Bermann im Dorfe. Man hatte sich viel von ihnen zu erzählen gewußt, von großen Reichthümern, die sie besessen, einem ausgedehnten Handel, den sie betrieben hätten. Nun waren sie blutarm, das sah man. Aber immerhin mochten die Bauern den alten Lazar Ber-

mann ganz wohl; einen stillen, gedrückten Mann, der, wenn er zu Hause war, hinter seinem Talmud saß und mit seltsamem Kopfnicken darin studirte. Früher war das Mauthhäuschen Unterschlupf verdächtigen Gesindels gewesen, und das Licht der Oellampe — erzählte man sich — mehr als einmal das erharrte Zeichen für lichtscheue Gesellen geworden. Nun aber ging es unter den Pappeln ruhig zu. Wenn Lazar, seinen Sack auf der Schulter, durch das Dorf ging, dann grüßten ihn die Häusler, und selbst die Bauern nickten ihm zu und sahen ihm halb mitleidig nach. Denn Handelsmann war er nicht. Was er heim brachte, das war Kram, der kaum die Mühe des Heimschleppens lohnte, den knappen Raum des einzigen Zimmers verengte, den Boden unter dem Dache zum Bersten anfüllte und ungeachtet, ungenützt im Hofraume vermoderte.

II.

Ab und zu machte Frau Rosalia Bermann einen letzten Reinigungsversuch. Den Fußboden rein bekommen zu wollen, kannte sie zwar hinlänglich als vergebliche Mühe. Aber sie wischte mindestens an den Stühlen herum, reinigte die Töpfe und hastete in anscheinend zweckloser Geschäftigkeit im Zimmer umher.

War dann ihr Gatte fort, dann vertauschte sie ihr gewöhnliches schleißiges Kleid mit einem anderen, nicht minder zerschlissenen und fleckigen, auf dessen Grundfarbe die Zeit und der Gebrauch allerlei merkwürdige Farbentöne aufgetragen hatten. Aus dem Schranke nahm sie ihre Sabbathaube, unter der sie

ihr kahlgeschoren Haupt sorgfältig verbarg. Auf dem Grunde ihrer Truhe suchte sie nach einem kleinen Kästchen; dem entnahm sie lange und schwere Bommeln, die sie wohlgefällig in ihren Ohren befestigte, an ihre fleischigen Finger steckte sie allerlei glitzernde Ringe, gering an Werth, mit Halbedelsteinen geziert. Ihre Füße zwängte sie in enge und verblichene Schuhe, deren Sohle aufgebraucht war. Dann stellte sie auf das Fensterbrett zwei silberne Leuchter, überzog den abgeblaßten Sammt des Lehnsessels, in dem Lazar zu studiren und sie des Nachts zu dämmern pflegte, mit einem reinen Tuche, betrachtete sich im großen Spiegel, dessen Gold blind und dessen Glas längst schon fleckig geworden war, und erwartete, ihr Zimmer bedächtig durchschreitend, während der Saum ihres langen Kleides im Staube störte, ihre Besucherinnen.

Ungleich ihrem Manne, der sich in stolzer Scheu von dem Umgange mit den Bauern fernhielt, konnte Frau Bermann die Einsamkeit nicht ertragen. An Alles hatte sie sich gewöhnen können; das Elend nahm

sie mit der Indolenz der Orientalin hin, den gewohnten Luxus konnte sie mit ihrem armseligen Schmutze vertauschen; aber sie mußte sich beklagen können. Anfangs hatte sie die stille Hoffnung genährt, sich den Großbäuerinnen nähern zu dürfen. Aber die lebten Jede für sich, die hatten auch keine Zeit für Besuche. Nur wenn sie sich Sonntags nach der Kirche in ihrem reichen Staate ergingen, bekam man sie zu Gesichte, oder, wenn sie, städtisch angethan, an der Mauth, in ihrem eigenen Wagen, von ihren eigenen Pferden gezogen, vorbeibrausten, um in der Stadt drin ihren prunklosen Reichthum zu zeigen und ihr Selbstgefühl auf den Märkten mit ihrem Wohlstande zu mehren. Aber wer Gesellschaft ehrlich sucht, der findet sie bald. Und so hatte denn Frau Rosalia Kameradschaft geschlossen mit den Weibern der Häusler und Taglöhner. Ab und zu kam auch eine Bauernmagd, die im Auftrage ihrer Herrin kleine Geschenke an Nahrungsmitteln, eine willkommene Aufbesserung der schmalen Kost, brachte. Alle diese Leute aber durften

blos erscheinen, wenn Lazar nicht zu Hause war; denn bei dem hätten Spenden wie Gäste den gleichen abweisenden Empfang gefunden. Seine Frau aber war minder zurückhaltend. An diesen Leuten fand sie, was sie brauchte: aufmerksame Zuhörer. Für sie putzte sie sich mit ihrem besten Staate, vor ihnen befliß sie sich ihres säuberlichsten Deutsch, das freilich immer noch ein wenig nach dem Ghetto einer mährischen Kleinstadt schmeckte. Was an Leid in ihr lebte, fand hier Verständniß; so gut die Sehnsucht nach den Tagen des entschwundenen Glücks, wie die klägliche, lähmende Sorge um das tägliche Brot. In diesem Kreise war sie, oder meinte sie doch wenigstens immer noch die Erste zu sein. Denn sie hatte die Welt gesehen, sie war in Olmütz und in Brünn gewesen und sie kannte den Reichthum. Dem zum Beweise trug sie ja Alles an ihrem Leibe, was an die glücklicheren Tage von dermaleinst erinnerte.

Das Dorf kennt überhaupt kein einsames Leid. Wenn man sich in der Stadt mit seinem Schmerze ver-

bergen kann, auf dem Lande ist das unmöglich. Jener Drusus, der sich ein Leben im Glashause wünschte, hätte das in einem kleinen Dorfe billiger haben können. Und das war Frau Bermann gerade recht; so konnte sie sich in zwangloser Geschwätzigkeit ergehen. Von Allem durfte sie erzählen, was ihr irgend der Erzählung werth erschien. Sie berichtete ihren aufhorchenden Besucherinnen von der Kutsche — „schöner, weit schöner als diese lumpigen Bauernwagen" — in der sie gefahren, von den prächtigen Zimmern mit vergoldeten Spiegeln — „alle wie der da" — und sie wies auf den erblindeten Spiegel an der Wand — in denen sie gewohnt hätten, von den herrlichen Gastereien, bei denen die feinsten Leute der Stadt ihre Gäste waren. Von reichen Almosen, die sie gespendet hätte, wußte sie zu erzählen. Denn selbst ihre Gutherzigkeit war geschwätzig.

Mancherlei drollige Fälle liefen freilich dabei mit unter. Mitten in der Schilderung eines prächtigen Gastmahles kam ihr der Gedanke an den Topf

mit Hirsebrei in den wirren Kopf, der ihr gan Abendbrot bildete und im Hausflur auf dem offen Herde brodelte. Oder sie berichtete von den groß Verlusten, die sie erlitten — „Tausende waren e Tausende!“ — und merkte, daß ihr ein Wagen durch gehen wollte, ohne den schuldigen Zoll zu entrichten dann brach sie mitten im Satze ab und lief keifend den trunkenen Fuhrknecht nach, ganz ihrer Bildung und ihres langen Rockes vergessend, dessen nachschleppender Saum die Straße fegte, daß der Staub hoch aufwirbelte. Zwischendurch schalt sie auf ihre Verwandten, die, in selbstischem Reichthum dahinlebend, ihrer vergäßen und sie ihrem Elend überließen. Sie schmähte ihren Mann, der als armer Talmud-Schüler ihr Gatte geworden war und dieses Glück so wenig zu schätzen wußte, daß die Feindseligkeit mit ihrer Familie großentheils sein Werk war; der ihr Vermögen verspekulirte und nun verbauere, ohne Versuch, sich aufzuschwingen, sich in seinem Loose wohl gar noch gefalle. Sie konnte ordentlich giftig werden, wenn sie davon sprach, von

seiner Dummheit, mit der er es verschmäht hatte, das Haus, die Einrichtung, die ihnen gehörte, auf ihren Namen schreiben zu lassen, um die Reste ihrer Habe so den Gläubigern zu entziehen. Als ob es nicht Alles thatsächlich ihr Eigenthum gewesen wäre, ehe er es in die Hände bekam!

Wenig kümmerte sie sich dabei darum, daß ihr Gerede einen Zuhörer hatte. Auf der Ofenbank saß ein Kind; die mageren Aermchen auf den Schoß gestützt, den unschönen Kopf vorgebeugt, horchte es. Wirre Erinnerungen an die alte Zeit durchzogen bei solchen Erzählungen seinen Geist; seine großen, grauen Augen flammten, wie wenn sich die Kerzen des Kronleuchters darinnen spiegeln würden, der zu den Festlichkeiten im Elternhause entzündet worden. Es dachte den Vater, wie er war, ehe ihn Elend und langjähriges Mühsal brachen, die Mutter in reichen Gewändern. Und aus diesen Stunden erwuchsen im Herzen der Kleinen heiße Sehnsucht und bitterer Groll. Sehnsucht durchbebte sie nach dem entschwundenen

Glücke und Groll lebte in ihrer Seele gegen den Vater, durch dessen Verschulden es verloren gegangen. Vernachlässigt und vereinsamt, fühlte sie mit dem frühreifen Instincte des Judenkindes alle Bitterkeiten ihres erbärmlichen Loses; kein Schulbesuch bot ihr Zerstreuung und Ablenkung durch Bildung dar. Und doch war ihr Verstand durch das stäte Innenleben über ihre Jahre hinaus entwickelt, selbst auf Kosten ihres Herzens. Denn nicht einmal ihre Mutter liebte die kleine Fanny. Zu gut verstand sie das mißachtende Achselzucken ihrer Gäste, wenn Frau Bermann das Zimmer verlassen hatte, und ihr höhnisches Zischeln. Also selbst denen war die Mutter verächtlich, denen sie Respect einzuflößen vermeinte!

Wenn aber die Mutter selbst einen Besuch machen gegangen war und der Vater sich in Geschäften umtrieb, dann war sie allein; oft halbe Tage lang saß sie einsam auf der Bank unter den Pappeln. Ihre Haare flogen, schlecht gekämmt und windzerrauft, um ihr blasses Gesicht, ihre Augen aber hafteten fest auf

der Landstraße und folgten ihren Krümmungen, bis sie sich im Blauen verloren. Die stellte das greifbare Band zwischen ihr und den Orten ihrer Träume dar, die führte in große, volkreiche Städte, darinnen auch ihre Verwandten lebten. Wie, wenn sie fortginge, immer fort, bis zu Denen, und sie bäte, flehentlich bäte, sie an ihren Genüssen theilnehmen zu lassen? Zuweilen fuhren Wagen mit reichgeputzten Leuten an ihr vorbei; dann quoll das häßlichste Gefühl des Neides in ihr auf. Warum mußte just sie dazu verdammt sein, demüthig am Wege zu stehen und die Hand um die wenigen Kreuzer auszurecken, die man ihr zuwarf? Und der Stolz Lazar Bermann's bäumte sich in seiner Tochter.

Weil sie aber keine Seele hatte, der gegenüber sie ihr Herz erleichtern konnte, verfolgten sie solche Gedanken selbst in ihre Träume. Wenn sie sich Nachts auf der Kiste ausstreckte, darauf sie schlief, spann sie dieselben weiter aus. Der Wind pfiff durch das Mauerloch, durch das die Kette geführt wurde, ihr

Rasseln klang häßlich in ihren leichten Schlummer hinein. Oft fuhr sie auf; dann drang der Gegensatz zwischen ihren Traumgebilden und der Wirklichkeit doppelt heftig auf sie ein; sie sah den Vater, der vom Tage ermüdet, friedlich schlief, daß er mit seinem grauen Haar und den langen, geschlossenen Wimpern schier einem Todten glich; sie sah die Mutter in ihrem Lehnsessel sich unruhig hin und her bewegen, das Alles schwach vom flackernden Lichte der Oellampe hinter dem Fenster beleuchtet. Die häßlichen Scheltworte ungeduldiger Kärrner vernahm sie. Und der Stachel der Armuth senkte sich tief in ihr Herz mit dem Entschlusse, ihrer ledig zu werden — um jeden Preis.

III.

Es war zu Anfang des Septembers, und der Wind strich empfindlich kühl über die Stoppeln und die Wiesen, deren dunkles Grün sich zu lichtem Gelb verfärbt hatte. Lazar Bermann war eben nach Hause gekommen, aber sein Mahl schmeckte ihm nicht, denn seine Gedanken arbeiteten zu heftig in ihm. Immer und immer wieder betrachtete er den Brief, den ihm der Gemeindebiener gebracht hatte, mit der Aufforderung, sich sofort nach Erhalt desselben beim Obmann des Orts-Schulrathes, bei Jakob Lohner einzufinden und seine Tochter mitzubringen.

Seit den vier Jahren, die der bankerotte Kaufmann in dem kleinen Orte verbrachte, war ihm kein

Brief mehr zugekommen. Seitdem er sein Unglü und sein übergroßes Vertrauen mit mehrmonatlicher Gefängniß hatte büßen müssen, lebte eine heftige Furcht vor Allem in ihm, was irgend an die Obrigkeit ge mahnte. Mehr als seine Noth drückte ihn die über standene Strafe; denn er wußte, daß sie durch sein Frau bekannt geworden war. Was konnte auch der reichste Mann des Ortes von ihm, dem allerärmsten Menschen wollen? Sicher nichts Gutes. Und es fiel ihm ein, daß Lohner auch seit vielen Jahren Vorstand der Gemeinde war, wie denn sein Hof den Namen „Die Erbrichterei" führte. Vielleicht hatte er ihn nicht zu sehr erschrecken wollen, und blos deshalb den minder verfänglichen Titel unter das amtliche Schriftstück gesetzt.

Auf dem ganzen Wege — denn er machte sich sofort nach dem Empfang des Schreibens auf — verfolgten ihn diese Gedanken. Und er hatte Zeit, ihnen nachzuhängen, denn mehr als eine Stunde Weges hatte er zurückzulegen, ehe er beim Erbrichter

ein konnte. Raschen und ungleichmäßigen Schrittes ging er in die grauende Nacht, die Alles mit ihrem Schleier zu verhüllen begann, so vertieft und in sich versunken, daß er es nicht merkte, wie schwer der Kleinen das Mitkommen werden mußte. Nicht ein Mal auf der ganzen Strecke machte er Rast; ab und zu griff er mit den Händen fingernd in die Luft oder er faltete sie und sprach wenige hebräische Worte.

Der alte Lohner galt für einen strengen Mann; streng gegen Andere wie gegen sich. Allgemein ist der Bauernstolz in dieser Gegend; aber unter Allen war er der Stolzeste. Er fühlte sich keinem Adeligen unebenbürtig und es gab nur einen Menschen, dem er einigen Einfluß auf sich einräumte. Das war „die Marianne", wie er sie nannte, die Schulzin, wie man sie im Dorfe hieß, sein Weib. Niemand konnte sich erinnern, von der ernsten Frau auch nur ein lautes Wort gehört zu haben. Niemand wollte je vernommen haben, wie ihr Lachen klang. Aber wenn Lohner in einem jähzornigen Anfalle im Hofe herumwetterte, daß

sich Alles scheu versteckte, dann trat sie ihm entgeg Die Hand legte sie auf seine Schulter: „Aber Bauer und seine Faust löste sich. Sie galt für karg, n es der Schulze war; wenn weit ärmere Bäuerinne in Seide einhergingen, trug sie Wollenzeug und sta des städtischen Hutes die Bauernhaube. Die fahrende Vagabunden fürchteten sie ebenso, wie die Bettler a den Kirchenthüren. Die Einen führte sie in ihre Hofraum, wo ein Stoß alten Holzes aufgeschichte war: „Das spaltet." Seit ihrer Hochzeit blieb e so unberührt. Für die Anderen hatte sie den Rath, ihre Gebrechen nicht dort zur Schau zu tragen, wo sich der Mensch entsinnen solle, daß es einen gütigen Gott gebe. „Elend gibt's genug in der Welt, Ihr braucht Einen nicht just hier daran zu erinnern, und wer mit Ekel ins Gotteshaus geht, der hat schlecht beten." Sie hatte ein Armenhaus durchgesetzt, heißt das, ihr Mann hatte in Gemeinschaft mit den anderen Großbauern eins gebaut; man wußte ihr aber keinen rechten Dank dafür, denn die Bauern empfanden

: neue Abgabe, und die Bettler beklagten ihr un=
bundenes Leben.

Je länger sich der Weg hinzog, desto mehr eilte
ızar; erst nahe vor der Erbrichterei machte er eine
ırze Pause. Nun erst merkte er, wie schwer sein
:ind ging; seine Brust flog, die Wangen, sonst im=
ıer bleich, waren heftig geröthet. Er legte die Hand
ıf den Kopf Fanny's — es war die erste liebkosende
Berührung, deren sich die Kleine vom Vater erinnerte,
'enn nicht einmal des Sabbaths, wenn die Lichter
gelöscht werden und der Jude sein Haus segnet, sprach
:r den Segen über sie. Dann durchschritt er den in
tiefer Stille daliegenden Vorgarten, er öffnete die
Thür zum Flur und schrak schier zusammen ob des
ängstlich hellen Tones, den die Klingel vernehmen ließ.
Hastig schritt er durch das Vorhaus; das war so rein
gehalten mit seinem rothen Ziegelboden, mit seinen
weißen Wänden, an denen die Milchkübel hingen, ein
so behaglicher Duft drang aus der Küchenthür, und
die große Hängelampe gab ein so freundliches Licht,

daß der arme Jude dabei seufzend seiner Wohnu gedachte. Die Hofthür stand offen; er sah den groß Raum dunkel vor sich liegen, mit den Stallungen, d ihn umsäumten, und aus denen das dumpfe Brüll der Kühe und das Klirren ihrer Ketten herübertön Er ging durch die Gesindestube; Knechte und Mäg hatten ihr Abendbrot beendet und saßen schwatzen beisammen. Eine Magd erhob sich und geleitete di beiden Fremden durch ein unbeleuchtetes Zimmer i die gute Stube, wo der Bauer mit dem Pastor an Tische saß und politisirte.

Lazar Bermann blieb mit unterwürfigem Gruß an der Thür stehen; so einfach der Hausrath auch war, auf die kleine Fanny machte er einen überwältigenden Eindruck. Das Zimmer war groß und schier zu niedrig für die Einrichtung, die hochlehnigen Eichenstühle, den großen massigen Tisch. Mit einem Blicke übersah sie Alles. Trotz ihrer Müdigkeit, die sie zwang, sich an den Rock des Vaters zu klammern, prägte sie sich Alles ein; das Clavier in der Ecke,

das offen stand und an dem der Lehrer mit einem hochgewachsenen blonden Jungen saß, das ernste Gesicht der Frau, die zuhorchend dabei stand, die hochmüthige Dreistigkeit, mit der sie der andere, größere Knabe musterte, selbst die Demüthigung empfand sie, die darin lag, daß man sie stehen ließ, und das kühle Kopfnicken des Bauern. Sie sah das Maß in jeder Bewegung der Bäuerin, die Sauberkeit in Allem und Jedem und verglich's in raschem Geiste mit den Zuständen zu Hause.

„Ich habe Euch rufen lassen, Bermann," hub der Bauer an, „weil ich mit Euch zu reden habe. Es ist eine dumme Geschichte. Ihr seid der einzige Jud' im Orte — und Ihr seid ein anständiger Jud'. Aber Ihr habt eine Tochter, und es geht nicht, daß die aufwächst wie eine Heidin oder ein Kalb, wenn sie auch nur ein Judenmädel ist. Nun haben wir unsere Schulen für uns und unsere Kinder gemacht, die wir Christen sind. Aber es hilft nichts, Eure Tochter muß auch hineingehen."

Er schenkte aus der Flasche, die auf dem Tische stand, sich und dem Pastor ein Glas ein und wollte weiter reden.

Frau Marianne hatte bisher schweigend zugehört. Nun aber schritt sie raschen Ganges auf den Juden zu, stellte zwei Stühle zum Tische, füllte ein drittes Glas und sprach, auf ihren Mann weisend: „Er ist nicht müde und weiß nicht, daß Ihr müde sein müßt. Trinkt, ehe Ihr redet."

„Sie hat Recht," sagte der Bauer. „Ihr müßt müde und durstig sein. Es wird auch ein weiter und beschwerlicher Weg für das Kind, und sie ist schwach. Aber das Gesetz will es so, und ich muß dazu sehen, daß es befolgt wird. Geh hin, Kleine, das ist der Herr Lehrer, und das sind Deine Kameraden von morgen an."

Fanny erhob sich und näherte sich schüchtern dem Clavier. Der Junge, der bis dahin gespielt hatte, stand auf und bot ihr die Hand. Sie nahm sie scheu und verwundert; als ihr die Bäuerin glättend über's

Haar strich, war ihr ganz eigen zu Muthe. Sie fühlte sich befangen und doch that ihr die Berührung wohl, hätte gern ein paßliches Dankwort gesagt, aber ihr war's, als schnüre ihr etwas die Kehle zu. Dazu lag ihr noch der weite Weg in den Gliedern und sie war hungrig. Durch das still aufkeimende bessere Gefühl drang sieghaft der alte Neid. Die hatten gut freundlich sein und ihnen brauchte vor dem Wege in die Schule nicht zu bangen; sie waren wohlgekleidet und kein Stein der Landstraße schnitt ihnen durch zerrissene Sohlen in das Fleisch der Füße, und zu Hause wartete ihrer eine Mutter. Sie schämte sich ihres rissigen Kleides, sie fühlte sich häßlich und verwahrlost.

Die Bäuerin nahm sie bei der Hand: „Das ist der Gustav und der Andere da heißt Georg. Ihr werdet euch wohl vertragen? Gustav wird dir Bücher leihen, was du so brauchst. Du wirst doch nicht lange bei den Fibelmädeln sitzen bleiben, siehst viel zu hübsch und zu gescheidt dazu aus. Wenn du auch das Vaterunser nicht mitbeten kannst, dein Vater ist der im

Himmel doch so gut, wie er es diesen da ist. Und wenn's dir zu weit ist nach Hause im Winter, darfst immer herkommen — aber kämmen mußt dich und waschen. Na, wenn ich deine Mutter wär'! Jetzt geh', ich werd' dich zum Lehrer und zum Herrn Pastor führen, küss' denen die Hand und geh' heim. Und sei brav!"

Lazar Bermann war fort. Auch Pastor und Lehrer waren gegangen. Die Kinder waren zu Bette geschickt, über dem weiten Hofe lagerten die Nacht und das Schweigen. Der Bauer hatte seine letzte Pfeife ausgeraucht, klopfte sie bedächtig aus und erhob sich schwerfällig: „Gehen wir schlafen, Mariann'! Was du aber gutherzig bist, und gar bei dem Judenkinde, Mariann'!" Sie kehrte sich rasch: „Erbarmt dich eine Waise nicht, Lohner?" „Waise? Sie hat doch noch beide Eltern!" „Und willst du, daß deine Kinder solche Eltern hätten, Lohner?" „Meine Kinder?" Er sann eine Weile nach und schwieg, „meine Kinder? Nein!"

IV.

Wenn nach beendeter Schulzeit die Kinder ausschwärmten wie weisellose Bienen, wenn das ganze Dorf widerhallte vom lustigsten Lärmen fröhlicher Stimmchen, wenn das ungebundenste Treiben sich verbreitete vom Schulhause bis zum Gemeindeanger, ging Fanny Bermann still nach Hause. Viele Kameradinnen hatte sie und doch war sie im Grunde noch so einsam und verlassen wie je.

Anfangs hatte das eine oder andere Kind den Versuch gemacht, Kameradschaft mit dem neuen Judenmädchen zu schließen. Aber Alle waren bald davon abgestanden; sie zu necken aber wagte man auch nicht, denn sie hatte zwei mächtige Gönner an den Söhnen

Lohner's. Sonst war die Uneinigkeit der beiden Lohnerbuben sprichwörtlich gewesen; aber wenn irgend wer der kleinen Fanny weh gethan hatte, dann konnten sie ihre ewigen Zwistigkeiten vergessen und gemeinschaftliche Rache an dem Beleidiger nehmen. Freilich vielleicht nur, um unmittelbar nachher selber über die wichtige Streitfrage ins Raufen zu kommen, wer die derberen Püffe ausgetheilt habe.

Oft forderten sie die Kleine auf, mit ihnen auf die Erbrichterei zu kommen. Sie war nie dazu zu bewegen, so wenig als sie die Einladung eines anderen Schulkindes je annahm. Und so ließen denn bald Alle die sonderbare Schulgenossin ungeschoren; denn das Kind verträgt Alles und kann sich mit Allem befreunden, nur herbe Verschlossenheit ist seinem innerlich offenen und wahren Wesen unfaßlich und ungemüthlich.

Frau Mariannens Weissagung hatte Fanny bald gerechtfertigt. Nur kurze Zeit war sie bei den Fibelmädchen gesessen, um sie bald mit raschem Geiste zu überholen. Dabei blieb ihr der Lehrer doch, bei allem

Stolze auf seine beste Schülerin, abhold; das Unkindliche in ihrem Wesen, ihr Mangel an Schmiegsamkeit im guten Sinne stießen ihn ab. Nie war sie zur Ueberzeugung eines Unrechtes zu bringen; wurde sie bestraft — es kam selten genug vor — dann trug sie's trotzig und schweigend, wie man schwere Unbill erleidet. Auch bei der härtesten Züchtigung — und einmal schlug er sie ganz grimmig, durch ihr stetes Schweigen gereizt und in förmliche Wuth gebracht — weinte sie nicht, niemals mindestens laut. Ihre Thränen flossen still, ohne daß sich ihr Auge senkte. Noch immer war sie die Schlechtestgekleidete; aber Alles an ihr war von peinlichster Sauberkeit; jene wenigen Worte Frau Mariannens und die Kränkung, vor fremden Leuten von einer Fremden eine solche Zurechtweisung empfangen zu haben, hatten die nachhaltigste Wirkung auf sie geübt. Frau Rosalia sah es mit stumpfsinniger Verwunderung, wie sich das Kind noch vor Tagesanbruch erhob, um an sich und seinem Kleidchen zu säubern und zu bessern, was irgend möglich war.

Sie bestaunte ihren unermüdlichen Fleiß, aber sie ließ die Kleine mindestens gewähren.

Es war kein Glück für Fanny gewesen, daß sie zur Schule kam. Ihr Verstand wuchs, gewiß; aber je erfreulicher er sich entfaltete, desto minder konnte sie sich mit den Zuständen zu Hause befreunden. Durch den Umgang mit Wohlhabenderen ging ihr der Geschmack an der Zierlichkeit des Lebens auf; aber der heimische Schmutz war ihr desto unerträglicher geworden; seitdem sie sah, was Andere besaßen, empfand sie doppelt, was ihr gebrach. Dazu war ihr Geist wesentlich erwägend und verneinend, im Gegensatze zur sonstigen Glaubensfreudigkeit kindlicher Art. Sie prüfte jede neuartige Erscheinung nicht, wie es sonst Kinder des reifenden Alters pflegen, auf ihre Verwandtschaft, sondern auf das, was ihr darin befremdlich war, und fand immer zuerst das Feindselige heraus. Beim „Vater Unser“ dachte sie nicht an den einen guten Gott, der seine Sonne Gerechten und Ungerechten aufgehen läßt, sie dachte an einen Gott, der ihr feindlich

ır, an- dem sie bestenfalls kein Theil hatte. Wenn ı Schulschlusse von allen Kindern das „Eine feste ırg" angestimmt wurde, schwieg sie; aber in tiefster ieele empfand sie die Scheidung zwischen sich und llen Anderen, empfand sie ihre Vereinsamung. Nicht ınmal mit Schmerz, der kann zu Gutem führen; ein, mit ingrimmigem Neide gegen alle die, welche iner Gemeinschaft angehören, aus der sie ausgestoßen var, ohne daß sie wußte, warum. Als sie dann bei dieser Feier mit einem jener Geschenke bedacht ward, die unter die bravsten Kinder ausgetheilt wurden, stimmte sie in die Freude der Anderen nicht ein. Die hatten ihre Eltern da, die sich des Fleißes und der Fähigkeiten ihres Kindes erfreuten und sie ihm mit Liebkosungen vergalten; sie aber war allein gekommen, wie sie gehen mußte. Deutlich fühlte sie dabei, wie ihre Freude über diese Auszeichnung lange nicht so groß war, als es ihr Ingrimm gewesen wäre, hätte man sie ihr vorenthalten. Und das verdarb ihr selbst diesen einen frohen Augenblick.

War es aber, weil sie diesen Tag doch fröhlic war als sonst, sie ging diesmal mit Frau Mariai und den beiden Lohners, die aus der Schule trat Sie verbrachte den Tag auf der Erbrichterei.

Das erstemal in ihrem Leben saß Fanny an eine reinlich gedeckten Tische und trieb sich Nachmittags m den beiden Buben in Wald und Feld um. Fra Marianne sah mit Vergnügen, wie die Wangen ihre Schützlings sich rötheten und Fanny's Auge sich auf hellte, wie sie beinahe lustig wurde. Aus der Freund lichkeit, mit der ihr an diesem Tage Alle, selbst de strenge und stolze Erbrichter begegneten, war ir Fanny der Gedanke aufgekeimt, wie es doch ein Mittel gebe, sich über ihr Elend zu erheben. Die Macht und der Werth ihres Verstandes waren ihr klar geworden.

Aber selbst dieser kurze Augenblick reinen Wohlbehagens sollte ihr nicht unvergällt bleiben. Heimgekehrt empfing sie kein Wort freudigen Grußes; die

Mutter hieß sie mit Schelten, der Vater mit Schlägen willkommen. Niemand hatte sie in ihrer Religion unterwiesen, aber sie mußte dafür büßen, daß sie eines ihrer Gebote übertreten, daß sie beim Christen gegessen hatte. Mit gewohnter Schweigsamkeit ertrug sie es; aber der Groll gegen ihre Eltern fraß sich tiefer in ihr Herz und sie war verschlossener als je. Mehr und mehr hefteten sich ihre Gedanken auf die Landstraße, öfter erwog ihr Geist die Flucht aus ihr unerträglichen Verhältnissen, gleichviel, wohin sie gehen mochte. Neben und über ihrem Verstande begann eine unklare und lüsterne Phantasie ihr Spiel mit ihr. Keine Arbeit, wie sie sonst die Kinder der Landleute verrichten müssen, gab ein Gegengewicht. Ihre Eltern besaßen weder Vieh noch auch nur ein Stückchen Land, das ihr Gelegenheit, die Arbeit zu lernen, und ihrem Innenleben Ablenkung geboten hätte. Sie führte ein Leben voll träumerischen Müßigganges; mit Niemandem ging sie mehr um, jede Berührung wies sie scheu zurück. Lud sie Gustav Lohner einmal wieder

am Fenster pochend ein, auf das Feld mitzulau
dann schüttelte sie verneinend den braunen K
Still sah sie das Laub der Bäume fallen und
Winde verwehen, das Spiel des verfliegenden Stau
betrachtete sie und etwas von der ewigen Unruhe
Natur befiel und bemeisterte sie und ihr Herz.

V.

Wenn man Fanny Bermann gefragt hätte, wie lange sie so dahin lebte, sie hätte kaum eine Antwort geben können. So gleichförmig folgten ihre Tage auf einander, so ähnlich in ihrem ewigen Einerlei. Jahre waren es, daß sie im Dorfe lebten. Aber nicht ein tieferes Gefühl entkeimte ihr; keine Liebe zu der Scholle, auf der sie lebte, zog in ihre Seele, keine Herzlichkeit kam in ihr Verhältniß zu Vater und Mutter. Sie fühlte sich heimatlos und manchmal beschlich sie ein Heimweh. Ein schreckliches Gefühl, zumal wenn man nicht einmal weiß, wo man zu Hause ist. Täglich entfremdete sie sich Vater und Mutter mehr, immer weniger verstand sie die Lebensführung ihrer Eltern,

immer losgelöster fühlte sie sich von dem Glauben dem sie einmal angehörte, je länger sie zur Schul ging.

Gustav Lohner war aus dem Dorfe gegangen — das war das einzige Ereigniß im Herzen der Kleinen in dieser ganzen Zeit. Er war derjenige ihrer Kameraden, dem sie noch am meisten zugethan war. Es gab sogar Tage, an denen sie den hübschen, blonden, fröhlichen Burschen nahezu gerne hatte. Freilich nur so lange, als sie sich seiner Vorzüge nicht klar bewußt war; von diesem Augenblicke an neidete sie ihm dieselben viel zu sehr, als daß nicht diese Empfindung jedes warme Wort und jede warme Regung hätte ersticken sollen. Uebermächtig waren Neid und Eigenliebe in ihr erwachsen. Selbst jede Dankbarkeit gegen Frau Mariannen ertödteten sie. Und doch war die stolze Frau einmal im Zöllnerhäuschen erschienen, um nach ihrem kranken Schützling zu sehen. Ein Aufsehen erregendes Geschehniß für das ganze Dorf und ergiebiger Gesprächsstoff für lange Zeit für Frau

Bermann und ihre Conventikel, und ein Umstand, der Fanny erhöhte Wichtigkeit in den Augen ihrer Mutter verliehen hatte. Freilich wäre sie von diesem Besuche vielleicht minder erbaut gewesen, wenn sie hätte hören können, was Frau Marianne daheim dem Schulzen über die „Judenwirthschaft" sagte.

Bald darauf war Gustav fort in die nächste Gymnasialstadt. Getreulich gedachte sie dieses Tages; sie war zum Schlagbaum getreten. Es regnete unermüdlich und mit einer gewissen Gründlichkeit; die Tropfen der Dachtraufe fielen schwer auf ihr bloßes Haupt und rollten über das blasse Gesicht, daß es schier aussah, als weine sie stille Thränen. Aber sie kam sich selber so bedauernswerth vor, daß in ihrem Herzen kein Raum für fremdes Leid war. Gustav hatte am Ende Ursache zum Kummer, er schied von der Heimat; sie aber, die sich glücklich gefühlt hätte, wenn sie fort hätte dürfen, sie war an die Scholle gebunden. Was widerfuhr ihm schließlich gar so Großes? Wo immer er hinkam, mußte er Freunde finden. Wer hätte dem

schönen Burschen auch abhold sein können? Sie aber empfand ein neues Herzeleid, sie fühlte sich häßlich. Denn darin bestand die ganze Beachtung, die ihr die Mutter neuerdings angedeihen ließ, daß sie in stete Klagen über die Häßlichkeit ihres Kindes, in laute Verwunderung, woher es die wohl haben möge, ausbrach. Von ihr nicht, gewiß nicht! Ihr waren die feinsten Herren ihrer Heimatstadt zu Füßen gelegen. Und die kleine Fanny kränkte sich arg darüber, daß ihr Schönheit, dieses Himmelsgeschenk, versagt geblieben war. Es mußte wohl etwas Herrliches darum sein, wenn es genügt hatte, selbst ihrer Mutter Bewunderung und Liebe zu erwerben. Noch war es ihr unklar, worin diese Macht der Frauenschönheit liege, aber ihr Fleiß ließ nach, seitdem sie von dieser Vorstellung ergriffen war. Ihre Mutter hatte nie etwas gelernt, gewiß nicht, und doch hatte sie die herrlichsten Anträge erhalten und hätte das glänzendste Glück machen können.

Je älter aber Frau Bermann wurde, mit desto

mehr Vorliebe behandelte sie dieses Thema. Und zeitweilig befliß sie sich dabei einer Deutlichkeit, die nur zu bald auch den letzten Schleier vom Auge ihrer Tochter reißen mußte. Fanny ging nunmehr das letzte Jahr zur Schule und war ohnedies aus einem frühreiferen Stamme, als die germanischen Bauernkinder. Jene unklaren Gefühle begannen in ihr zu gähren, die desto heftiger auftreten, je minder elterliche Sorgfalt und körperliche Arbeit ihnen entgegentreten. Frau Bermann aber sprach höchst offenherzig: es waren ja lediglich Frauen, die ihr zuhörten, und — das Kind. Daß das Kind nicht mehr so ganz Kind war — nun, ihre Schuld war es sicher nicht, wenn es so lange währte, ehe Fanny wußte, warum sie sich Schönheit wünschte, und ehe sie eine bestimmte Vorstellung mit ihrem Stoßseufzer: „Bin ich erst groß und schön" verbinden konnte.

Fanny war minder menschenscheu seither. Besaß irgend eine ihrer Altersgenossinnen die große Kunst, sich Liebe zu erwerben, dann suchte sie ihren Umgang.

Sie studirte ihr Benehmen, sie erwog immer wieder die Frage, worin wohl der Zauber ihrer Anmuth und Liebenswürdigkeit liege. Das aber, was sie ihr abguckte, suchte sie dann nachzuahmen. Es war zwar nicht wahre Anmuth, was sie dadurch erwarb, denn die geht nur darum zum Herzen, weil sie aus einer harmonischen Seele stammt, aber es wurde mit der Zeit ein ganz annehmbarer Ersatz dafür. Dazu hatte sie gerundete Bewegungen, die ihr auch während der Zeit ihres Wachsthums blieben, und im Gegensatze zu den ungeschlachteren Dorfkindern kleine Füße und Hände von seltener Zierlichkeit, mit denen sie beim Sprechen bedeutsam lebendig zu agiren wußte, was einen ganz angenehmen Gegensatz zu ihrer sonst so ernsten Haltung gab. Auch des Wortes war sie mächtiger, als irgend eine Genossin. Kurz, es ging eine große Wandlung zum Gefälligeren in dieser Zeit an ihr vor, die leicht bestechen konnte und wohl geeignet war, auch eine Frau von bedächtigem Urtheil und bedeutendem Scharfblick, die Schulzin etwa, zu

gewinnen und einzunehmen. Und Frau Lohner verfehlte auch nicht, sich dieser Umwandlung herzlichst zu freuen und vielfältig ihr Interesse an dem Mädchen zu erweisen. Gelegenheit bot sich genug; denn Fanny war jetzt, zumal in den Sommermonaten, schier täglich gerne gesehener Gast auf der Erbrichterei.

Nach den Pflichtbesuchen bei Pastor und Lehrer — Familienanhang hatten die Lohner nicht — war Gustav's erster Weg in den großen Ferien unabänderlich zum Häuschen unter den Pappeln. Anfangs lediglich auf Wunsch seiner Mutter, zu der er in einem ganz eigenthümlichen Verhältnisse stand. Auf ihr Andringen hatte der erblose jüngere Sohn studirt, auf ihren Wunsch war er nicht an das ferne evangelische Gymnasium nach Teschen gesandt worden. Das Alles wußte er wohl, und doch konnte einem oberflächlichen Beobachter das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn kühl erscheinen. Selten schrieb er nur; eine eigenthümliche Unbeholfenheit im Gedankenausdruck behinderte ihn daran. Auch beim Heimkommen gab es

kein Händeküssen und keine Liebkosungen; erst wenn der Wagen mit Gustav vor dem Thore hielt, ging ihm die Schulzin entgegen. Ein kurzes „Grüß Gott Gustav, warst brav?" war sein ganzer Willkommen. Und doch stak der große Junge, wie er auf den Boden seiner Väter trat, schier den ganzen Tag hinter der Mutter. Ihr brachte er seine Zeugnisse heim, ihr beichtete er alle seine kleinen Leiden. Ein Ton herz-inniger Zärtlichkeit und höchster gegenseitiger Achtung herrschte zwischen ihnen. Wenn die Mutter von den Studien ihres Sohnes sprach und wie schwer ihm die werden müßten, denn sein Kopf sei nicht der rascheste, so lag ein echt mütterlicher Stolz in den Worten. Und so ging denn Gustav lediglich seiner Mutter zu Liebe jeden ersten August den endlosen Weg durch das ganze Dorf, um eine Einladung vorzubringen, die nie angenommen wurde. Er hätte Frau Mariannen ganz andere Opfer gebracht, als einen Besuch bei einem Menschen, an dem ihm eigentlich nichts lag. Was konnte am Ende auch ein bald 18jähriger Junge mit

einem Kinde, das noch in die Schule ging, gemein haben?

Immerhin, als sie endlich seiner Aufforderung Folge leistete, war er doch erfreut. Nun hatte er eine Gespielin, denn auch er war etwas vereinsamt. Ins Dorf kam er selten herunter, sein Bruder Georg war im Hofe vielgeschäftig und sah im Jüngeren nichts als einen Tagedieb und Taugenichts. Er empfand die tiefere Neigung, welche die Mutter dem Jüngeren entgegenbrachte, mit mißgünstigem Neide. Die Knechte, die Georg scherzhaft vorgreifend „Bauer“ hießen, nährten seinen Hochmuth. Er suchte sich für die Ueberlegenheit Gustav's, die er selber empfand, dadurch schadlos zu halten, daß er ihn jetzt schon seine künftige Uebermacht empfinden ließ. Ueberhaupt, nicht blos die höhere Bildung Gustav's ärgerte ihn, auch an Gewandtheit und Stärke war der Jüngere bevorzugt. Dies war ein Unrecht; wie durfte Gustav vor dem Erbsohne, dem von Allem von Rechtswegen das größere Ausmaß gebührte, etwas voraus haben wollen?

Frau Mariannens ganzer Einfluß war von Nöthen, um ernstere Raufhändel hintanzuhalten. Wenn sich die Brüder zuweilen in halb scherzhaftem Ringkampfe maßen, dann empfand es die Mutter und auch Fanny fühlte es klar, wie der geringfügigste Anlaß den alten Kinderstreit in todesgrimmem Haß wandeln konnte. Keineswegs konnte es hier so werden, wie es sonst wohl Brauch der Landschaft war; nach dem Tode der Eltern konnte Gustav nicht mehr auf dem Hofe bleiben. Zum Knechte, und das war seine Stellung von Rechtswegen, taugte der nicht, der den mindesten Uebergriff des Aelteren mit solcher Entschiedenheit zurückwies, so wenig als Georg der Mann dazu war, sein Erstgeburtrecht nicht zu mißbrauchen. Er war kein eigentlich schlechter Mensch. Aber was die Dorfschmarotzer dem reichen Erbsohne gegenüber thaten, das verlangte er von Jedem: unbedingte Anerkennung seiner Autorität. Er ließ sich seine Wohlthaten theuer bezahlen, mit dem Aufgeben jeder Selbstständigkeit. Wer aber das nicht wollte, den verfolgte er mit offenem oder auch jahre-

lang schleichendem Haß, der nur die gebotene Gelegenheit erharrte.

Frau Marianne mochte sich immerhin Glück wünschen, durch Gustav's Studium die Möglichkeit von Mißhelligkeiten thunlichst beseitigt zu haben; Eine gab es, die ihre Hoffnung keineswegs theilte. Fanny sah mit einer Art grimmiger Freude das Unheil, das sich im glücklichsten Hause des Dorfes bereitete, ahnte von vornherein trübe Tage und ernsten Bruderzwist. Jedermann kann nur nach seiner Seele in der Anderer lesen; so hatte sie zu Georg's Geist den trefflichsten Schlüssel und verstand wohl, wie er sich durch Gustav's größere Gaben trotz aller Vortheile, die ihm zugefallen waren, verkürzt fühlte. Sie sah aber auch die reiche Geschäftigkeit, welche die Ernte auf Lohner's Gut brachte, die Fülle des Segens in Flur und Scheune. Sie fühlte, wie sie sich nie von solchem Besitze trennen könnte, hätte sie nur das mindeste Anrecht darauf; und Gustav, der wegen eines Altersunterschiedes von zwei Jahren dem strengen Brauche der Landschaft zu-

folge erb= und rechtlos war, sollte willig und kampf=los entsagen? Undenkbar schien ihr Solches. Freilich mußte dem heimlosen Sprossen des schweifenden Ge=schlechtes dies ebenso unfaßlich erscheinen, wie die ganze festgefügte und zwingende Sitte eines Stammes, der seit Jahrhunderten auf der Scholle sitzt und mit ihr verwachsen ist.

VI.

„Steh' auf, Fanny!"

Es war zu Mitten der Nacht, einer schwülen, kurzen Sommernacht, als dieser Ruf in ihre Träume drang.

„Was gibt's, Vater?"

„Steh' auf, Fanny, die Mutter will sterben."

Fanny erhob sich auf ihrer Kiste. Das Haar strich sie sich aus den schlafgerötheten Augen und zog das Hemd über der Brust zusammen, die ahnungsvoll zu schwellen begann; im nächtigen Dunkel trat sie an den Stuhl, auf dem die Mutter lag und schwer röchelte. Neben ihr stand der Vater; gespenstig blaß war sein hageres Gesicht. Die Oellampe hinter dem Fenster flackerte kurz und wie ängstlich.

„Faß' an!" Sie ergriff die Mutter bei den Füßen, der Vater umfaßte den Leib. So trugen sie den Körper zu dem einzigen Bette. Es waren kaum zwei Schritte; aber schwer und todtenstarr war der Leib, an dem sich nichts mehr regte, als die Brust, die mühselig nach Luft rang. Der Schweiß trat auf die Stirne des Mädchens.

„Lass' die Kette los."

„Warum, Vater?"

„Mach' die Schranke auf, sie soll einmal in Frieden sterben dürfen!"

Der Vater schlug seine Psalmen auf und las mit halbgedämpfter Stimme darinnen. Manchmal fiel eine Thräne auf die vergilbten Blätter. Vom Bette her klang es wie schweres Stöhnen, vor dem Fenster rollte ein Lastwagen vorbei; die Hufe der Pferde klapperten auf der Chaussée. Von den Feldern herüber tönte der klagende Ruf der Nachtschwalbe. Das Zwielicht begann seinen Kampf mit dem Grauen einer sternlosen Sommernacht und erfüllte die Stube mit

geisterhaftem Schimmer. Wenn sich die Sterbende im Bette wandte und that, als wolle sie sprechen, stand Lazar von seinem Buche auf und fragte trüben Tones nach ihren Wünschen. Fanny wunderte sich über die tiefe Trauer in jedem Worte des alten Mannes. Die Frau hatte ihn geschmäht und herabgesetzt in den Augen der Leute und doch, in seinen Augen standen Thränen, wenn er dann weiter betete. Und sie konnte so ruhig sein dabei! Sie bemerkte gedankenlos die schrecklichen Wandlungen, die der Tod im Gesichte der Mutter hervorbrachte. „Kein Wunder" — dachte sie — „wenn man den Tod fürchtet. Er macht ja so häßlich!" Sie sah, wie die Nase ihrer Mutter immer spitzer und schärfer hervortrat und wie etwas Fremdes sich um ihren Mund lagerte. Und doch kam kein Grauen in ihre Seele; das Alles beobachtete sie nicht etwa theilnahmslos, denn es interessirte sie höchlich, aber ohne tiefere Erschütterung, ohne jenes heilige Erbeben, mit dem der Tod eines geliebten Wesens den Menschen erfaßt. Nur unheimlich ward

ihr zu Muthe; so todtenstille da sitzen zu müssen und so wehrlos gegen die entsetzliche Gewalt, die ihre Mutter umkrallte. Sie erinnerte sich des Beginnes der Krankheit; seitdem Fanny aus der Schule getreten war, hatte Frau Rosalia gekränkelt und viel gehustet. Dann hatte Fanny die Wacht am Mauthschranken gehalten; und merkwürdig, ihr fiel jetzt jedes der fuhrmannsmäßig feinen Complimente mit den Wünschen für recht lange Krankheit der Alten ein, die sie anhören mußte. Dann dachte sie daran, wie jetzt Gustav Lohner bald heimkehren mußte. Ein Jahr lang hatte sie ihn nicht gesehen, er stand ja vor dem Abiturienten-Examen. Was der wohl zu den Veränderungen an ihr sagen würde? Wenn nur die Mutter nicht stürbe! Sonst mußte sie das Hauswesen führen und die Verantwortung für die Mißwirthschaft fiel auf sie zurück; nur zu leicht konnte sie dadurch bei Frau Mariannen mißliebig werden. Ein empfindliches Unbehagen befiel sie bei dem Gedanken.

Die Lampe hinter dem Fenster begann übelriechend zu erblassen. Es wurde immer heller; schon strich der Morgenwind um ihre Stirne, als sie das Fenster öffnete, um das armselige Licht dahinter zu löschen, und der Morgen ward röther und röther. Nicht eine Wolke stand am Himmel. Da hörte sie plötzliches Geräusch. Sie wandte sich rasch; jeder Zug im Gesichte ihrer Mutter erstarrte, das Auge ward stier, in das vertraute Antlitz kam etwas Schreckliches, Steinernes. Jäher und unvermittelter Schrecken befiel Fanny, sie schrie auf: „Vater, sie stirbt!“ und Beide stürzten zum Bette. Dann noch ein kurzes, angstvolles Harren auf das letzte Röcheln, das letzte Athemholen, bis der Vater mit tönender Stimme seine Anrufung des ewig Einzigen in den jungen Morgen rief. Mit abgewandtem Gesichte stand sie dabei; nun wußte sie es: die Mutter war todt.

So lang wie dieser Tag war ihr noch keiner erschienen. Eine Häuslerin leistete ihr Hilfe beim letzten, traurigen Geschäfte. Der Vater hatte sein

Gewand zerrissen und hielt die gebotene Trauer. Auf den Boden war Stroh gespreitet worden, ein reinliches Lacken deckte man darüber; darauf lag die Todte. Der Wind drang durch die offene Thür und rührte an ihren Gewändern, daß es beinahe wie lebendige Bewegung aussah. Den ganzen engen Raum hatte der Tod für sich in Anspruch genommen. Fanny war müde von der durchwachten Nacht; aber sie wußte nicht, wie sie Raum für einen kurzen Schlummer gewinnen sollte. Im Lehnsessel hatte es die Mutter gepackt, auf dem Bette war sie gestorben, neben ihrer Kiste lag sie. Dabei überkam es sie wie Zorn über die ungelegene Zeit dieses Todesfalles; gerade jetzt, wo das Erntefest vor der Thür stand, mußte sie sterben; das zwang sie wohl, zu Hause zu bleiben. Dann drängten sich die Besucher, Jedermann im Dorfe meinte, ihr etwas Tröstliches sagen zu müssen; wenn sie fast keine Antwort gab, schrieb man es auf Rechnung ihrer zu großen Trauer. Sie aber empfand nur ein dumpfes Gefühl, seltsam gemischt aus Kummer

— denn die Mutter hatte bei all' ihren Fehlern trefflich verstanden, das Wenige zu Rathe zu halten, und sie traute diese Gabe weder sich, noch ihrem Vater zu — Aufregung und Aerger über sich selbst und ihren Stumpfsinn. Immer wachsend, ward dieses Gefühl so stark, daß ihr Thränen ins Auge schossen. Später wurde dann der Sarg gebracht; sie konnte dabei nicht helfen, als man Frau Rosalia hineinlegte; die Hammerschläge fielen wuchtig widerhallend auf den Deckel, klangen ihr gellend in die Ohren und thaten ihr recht eigentlich weh.

Tags darauf kamen Frau Marianne und Georg. Lazar hatte die Leiche auf einen Bauernwagen laden lassen und war damit in die nächste Stadt gefahren, denn sie sollte unter Juden begraben sein. Fanny war allein geblieben; nur gelegentlich rief ihr ein Vorübergehender ein paar Trostworte zu; kein Besucher kam mehr, denn die Ernte war in vollem Gange. Daß die Schulzin zu solcher arbeitsvollen Zeit Muße für einen Besuch gewann, war ein Zeichen hoher

Gnade. Mehr als sonst nahm sich Fanny zusammen. In ihrem Inneren empfand sie stolze Genugthuung über diese Auszeichnung; sorgfältig hütete sie sich daher vor jedem Worte und jeder Bewegung, die verrätherisch werden konnte. Sie besorgte stets, sie könne zeigen, wie wenig sie wirkliche Trauer empfand; sie schwieg also fast immer und weinte viel, innerlich erstaunt, woher ihr wohl die Zähren in so reichem Maße zu Gebote stünden. Sie hatte auch die Genugthuung, daß Frau Lohner freundlicher als je mit ihr war, und sie aufforderte, thunlichst oft auf der Erbrichterei zu sein. Dabei bemerkte Fanny mit stiller Verwunderung, wie liebenswürdig sich Georg ihr gegenüber benahm; nur daß sie sich über den Grund dieser Wandlung im Wesen des stolzesten und hochfahrendsten Bauernburschen nicht klar werden konnte. Im letzten Jahre waren sie freilich nie in Berührung gekommen und in der Schule wie bei ihren Besuchen war er ihr stets freundlich begegnet. Aber sie verglich ihn im Stillen mit Gustav und das war sein

Vortheil keineswegs. Gustav hatte eine Art Anmuth und jenes sichere Benehmen, wie es höhere Bildung und der Umgang mit Besseren verleihen, während Georg's Liebenswürdigkeit stets zu fragen schien, ob der Beglückte auch ihren ganzen Werth zu würdigen wisse.

Nach wenigen Tagen erschien auch Gustav; er war liebenswürdig und gewinnend wie immer. Aber Fanny war nicht mehr von der alten Unbefangenheit, selten kam sie auf den Hof; desto häufiger erschien er im Zöllnerhäuschen. Dann erzählte er Fanny von den schweren Mühen des vergangenen Jahres und der vielen Arbeit, die nunmehr hinter ihm lag. Ueber seinem ganzen Thun und Sprechen lag das zarteste Mitleid mit der Mutterlosen, und oft versicherte er ihr, wie stark er ihren Verlust begreife. Daß er dem Mädchen mit derlei Betheuerungen lästig wurde, merkte er nicht; in seiner ehrlichen Seele war nicht Raum für den Gedanken, daß irgend Jemand bei solchem Falle nicht schneidendste und tiefste Trauer empfinden

müsse. Von diesem Gesprächsstoff wußte sie ihn abzulenken; aber wenn er dann von dem herrlichen Leben sprach, das nunmehr seiner harre, dann horchte sie auf. Er sollte nun nach Wien, Agronomie studiren. Acht lange Jahre hatte er sich's sauer werden lassen, hatte sich geplagt und gemüht — nun wollte er leben. Die ganze Jugendkraft seines fröhlichen, unverdorbenen Geistes lag darin, wenn er von den Wundern der Weltstadt sprach, von dem Strome des Lebens, aus dem er bald den ersten, berauschenden Zug zu thun hoffte. Aber er werde sich nicht verbummeln, gewiß nicht, er werde keine Schulden machen, wie Die, so ihm von Wien sprachen. „Meine Mutter!" — seine ganze Zärtlichkeit brach durch — „Meine Mutter! Soll ich mich vor der schämen?"

In den end- und zahllosen Stunden aber, die sie nunmehr allein war, erwog Fanny die Möglichkeit, gleichfalls nach Wien zu kommen. Dort war der große Markt, wo Alles Anwerth fand. Zwar, das wußte sie, ohne Geld oder ohne Verbindungen war

dort nichts zu erreichen; aber unmöglich wäre es nicht, daß ihr Gustav werde helfen können. Der Vater war kränklich; noch eine kurze Spanne Zeit, und sie war allein, auf sich selber angewiesen. Was dann? Sich als Magd verdingen? Es schauderte ihr vor dem Gedanken arbeiten zu müssen; sie hatte es auch nie gelernt. So ein Zöllnerleben ist nichts als Müßiggang, Aufhorchen auf Rädergerassel die ganze Arbeit, höchstens noch kurze Rede und Gegenrede. Und dann, was sah dabei heraus? Sie kannte alte Mägde genug, die ihr Leben lang bei einem Bauern gedient hatten und nun das Gnadenbrot in Rinden aßen, viel zu hart für ihren zahnlosen Mund. Alltäglich gingen Taglöhner durch das Dorf — nach Wien; das Vieh, das der Bauer gemästet hatte, es fuhr auf der Bahn nach Wien; das Obst aus dem armen Hungerland in den Bergen gegen Schlesien zu, es rollte auf morschen Planwägelein nach Wien. Alles stand dorten zu Kauf, Alles ward gekauft — sollte sie allein keinen Schätzer finden können?

VII.

Frau Marianne mochte im Dorfe immer noch als die glücklichste Frau gelten; in Wahrheit war sie es nicht mehr, längst nicht mehr. Die Uneinigkeit zwischen ihren Söhnen griff ihr tief ans Herz, mehr noch die Verstellung, zu der sie dadurch gezwungen wurde. Denn die Außenwelt durfte es nicht ahnen, daß sich auf der Erbrichterei schwere Kämpfe abspielten, daß Frau Marianne ihren ganzen Einfluß nöthig hatte, um mindestens offenen Feindseligkeiten vorzubeugen. Und was sie noch mehr bedrückte, weil es ihrer durchaus ehrlichen Natur ganz zuwider war, sie mußte auch vor ihrem Manne den Brand verhehlen, der unter der Schwelle ihres Hauses glomm.

Einmal hatte sie sich an ihn gewendet und ihm ihre Noth geklagt. Er war aufgefahren; ohne sich um die Thatsachen zu kümmern, hatte er Gustav gezwungen, dem Aelteren, dem Beleidiger Abbitte zu thun. Trotz seiner überlegenen Bildung war Gustav in des Vaters Augen dem Bruder unterthan; Georg war der künftige Alleinerbe, in Georg lebten die Lohner von Kunzendorf fort, und was man dem Jüngeren zuwendete, um das wurde er an seinem Vermögen gekürzt. Wohl überhob sich Georg in seinem Siege; Gustav aber wich ihm sorglichst aus und trug diese Unbill, tief empfunden, doch verschlossen in seiner Seele. Die Ferien zu Hause waren ihm verleibet. Tagelang streifte er zwecklos durch die Felder, und, heimgekehrt, war er schweigsamer und zerstreuter als billig; seiner Mutter aber schien es, als verberge er etwas vor ihr, als sei ein Geheimniß zwischen sie und ihren Liebling getreten.

Aber zu fragen wagte sie nicht. Mehr als irgend ein Mensch scheut der Bauer offenes Hindeuten auf

wunde Stellen. Je mehr sich Gustav entwickelte, desto lieber wurde er der Schulzin. Der prächtige Junge war ein schöner Mann geworden, zwar etwas wortkarg, aber das ist überhaupt Bauernweise, ernst in seiner Lebensführung und von jenem ruhigen Auftreten, das ein Zeichen innerer Kraft und gefesteter Tüchtigkeit ist. Wenn sie ihn heimkommen sah, im Lodenrock, der dem gebräunten, offenen Gesichte so trefflich stand, in welchem sich die einzige Schmarre gar nicht übel ausnahm, die Flinte leicht über die Schulter geworfen; wenn sie seinen raschen Schritt hörte, dann erfaßte sie es wie Herzeleid, ihn enterbt zu sehen, und sie nahm sich vor, Alles daran zu setzen, um ihn einer Oberhoheit zu entziehen, die so schwer auf ihm lasten mußte.

Nicht als wäre Georg Lehner eigentlich ein schlechter Mensch gewesen. Aber es war auch schwer, eine gute Seite, überhaupt etwas Bestimmtes in ihm zu finden; es sei denn seinen Hochmuth und seinen Jähzorn, die maßlos waren und ihn ganz vereinsamt hatten.

Georg war nicht eigentlich geizig; denn der Geiz verbirgt seine Schätze, während er sich seines künftigen Reichthums nicht genugsam berühmen konnte; er konnte sogar verschwenderisch werden: aber fast nur, um einem Anderen, ihn übertrumpfend, weh zu thun. Es ärgerte ihn genug, daß Gustav studirte; für sein Geld, pflegte er zu sagen. Aber die Mutter, das einzige Menschenkind, vor dem er einigermaßen Achtung empfand, hatte überdies den „Bettler“ lieber; um ihre Gunst hatte ihn Gustav betrogen. Und wenn Gustav schon klüger war, welches Recht hatte er, auch noch schöner, und — der Bauer legt großes Gewicht darauf — stärker zu sein, als er? Er war sich wohl bewußt, um wie viel ihm der Bruder überlegen war; was er aber zu leugnen nicht vermochte, dafür gedachte er sich zu gelegener Zeit zu rächen. Oder war es etwa auch in der Ordnung, daß die Knechte ihm trotz all' seiner Grobheit nur widerwillig gehorchten und dem Jüngeren schier ohne Befehl gerne zu Willen waren?

Frau Marianne war Fanny Bermann sehr zugethan gewesen. Von jenem ersten Tage an, da das Kind an der Schwelle der guten Stube gestanden, bis nun, wo es anmuthig erwachsen war, liebte sie dasselbe und hatte weder gutes Wort noch gute That an ihm gespart. Oft überkam es sie beim Anblicke des hübschen, braunhaarigen Geschöpfes wie mütterliche Zärtlichkeit, an der ja das Bewußtsein, viel und unablässig gegeben zu haben, auch wohl das Beste ist. Nun sah sie das Mädchen nicht mehr gerne und machte kein Hehl daraus, Niemand wußte warum. Aber sie hatte einmal gehört, wie eine jüngere Magd den Kameradinnen von gar verfänglichen Freundlichkeiten des Herrensohnes erzählte, und von diesem Augenblicke an litt sie kein hübsches Gesicht mehr auf der Erbrichterei. Mit unendlicher Sorgfalt hatte sie jeden Anlaß zum ernstlichen Streite zwischen den Brüdern aus dem Wege geräumt; sie duldete nicht, daß sie sich irgend begegneten, wenn sie nicht zugegen war; sie gestattete nicht, daß sich Gustav im Felde

zu schaffen machte — nun aber schien es ihr, als sähen Beide das Judenmädchen zu gerne. Ihr war es aufgefallen, wie eigenthümlich heiser Georg's Stimme bebte, wenn er mit Fanny sprach; die Röthe, die bei ihrem Anblicke auf seiner Stirne verrätherisch aufloderte, hatte sie gedeutet. Sie nahm befremdet wahr, wie er von ihr selbst den Widerspruch ertrug, der ihn bei jedem Anderen höchlich erbitterte. Gustav aber konnte im Gespräche mit ihr ordentlich beredt werden; von ihr zu reden, vermied er dagegen mit ängstlicher Scheu; so oft gelegentlich ihr Name genannt wurde, brach er ab oder ging aus dem Zimmer, wenn man den ihm unliebsamen Stoff nicht sofort verließ. Und in Frau Mariannen schoß der Schrecken jäh auf: Wie, wenn noch gar Eifersucht ins Spiel zwischen den Geschwistern käme? Oft verwünschte sie ihre Freundlichkeit gegen das Mädchen. An dem Maße, in dem es ihr selbst lieb geworden war, konnte sie seine Gefährlichkeit für die Männer beurtheilen.

Aber Frau Marianne war nicht die Frau, die

sich müßig von ihren Besorgnissen ängstigen ließ. Was an ihr lag, wollte sie thun, um auch die letzte Ursache zum Grolle für Gustav aus dem Wege zu schaffen. Sie hatte eines Tages eine lange Unterredung mit Lohner, bei der Niemand zugegen sein durfte. Nach diesem Gespräche war der Schulze ungewöhnlich erregt; selbst Frau Marianne schien aus ihrem Gleichgewichte gebracht. Ein großer Grund stand damals zu Kaufe, und die folgenden Tage trat das Gerücht mit großer Bestimmtheit auf, Lohner hätte ihn erworben und er sei für Gustav bestimmt. Man sprach viel und lange darüber; man wunderte sich, wie der Schulze, der conservativste Mann der Landschaft, in eine solche Benachtheiligung des Aelteren willigen konnte. Aber schließlich war Georg doch wieder allzu unbeliebt, als daß selbst der starrste Verfechter des Höferechtes gar zu viel dagegen gehabt und die Sache allzu sehr mißbilligt hätte.

VIII.

Es war aber keineswegs blos Frau Mariannens verminderte Gunst, wenn Fanny nicht mehr so häufig wie früher in der Erbrichterei erschien, obzwar sie über dieser einen Unbill die Erinnerung aller Freundlichkeiten und Gutthaten verlor, die ihr die Schulzin in so reichem Maße zugewendet hatte. Auch Lazar Bermann hatte ihr kurzweg die Besuche bei Lohners verboten.

Er mochte ein beschränkter Mensch sein, Lazar. Aber er war auch ein anständiger Mensch, und es wollte ihm durchaus nicht einleuchten, was beim Verkehre des nunmehr erwachsenen Mädchens mit den Bauernsöhnen irgend Gutes herauskommen könne. Er

hatte Gustav zwar sehr gerne gehabt; er erweckte ihm die Erinnerung an seinen früh verstorbenen Sohn. Wenn er gelebt hätte — er hätte jedenfalls auch studirt — dann wäre er wohl ebenso schön und mindestens ebenso klug geworden und hätte dem Alten wohl dieselbe Achtung entgegengebracht, wie dieser Fremde. Fanny aber war ihrem Vater fremd; er hatte das Kind nicht so geliebt, wie er wohl hätte sollen; aber das war ja nur zu begreiflich. Eine Tochter hat für den strenggläubigen Juden keinen rechten Werth; sie pflanzt den Namen und das Geschlecht nicht fort und darf nicht einmal das herkömmliche Seelengebet am Sterbetage der Eltern sprechen. Nun zahlte sie ihm diesen Liebesmangel reichlich heim. Es war gar unbehaglich in der Mauth geworden; immer dringlicher und öfter meldete sich die Noth. Tagelang saßen die beiden Bewohner der Hütte einander wortlos gegenüber, der Vater in seine bitteren Erinnerungen, Fanny in ihre Zukunftspläne versunken, bis dem Alten endlich das Schweigen zu viel ward

und er fortging, sein übellohnendes Geschäft zu betreiben. Immer geringer ward das Erträgniß des Zollpachtes; fast alle Güter gingen mit der Eisenbahn, von der unabläßig schrilles Pfeifen herübertönte.

Sowie aber Lazar sein Haus verlassen hatte, erschien Besuch. Bald kam Georg, der sich auf die Kiste setzte, wortkarg Pfeifen rauchend und sich mit stierem Anschauen Fanny's begnügend, bis ihm die bedeutete, daß es an der Zeit sei, zu gehen. Dann kam wieder Gustav; war der dort, dann wurde viel gesprochen, doch stets nur mit gedämpfter Stimme. Und wäre die Schulzin minder menschenscheu gewesen, als sie der Kummer der letzten Zeit gemacht hatte, dann hätte ihr das nicht verhohlen bleiben können, was das ganze Dorf wußte, dann hätte sie sich aber auch den immer steigenden Haß der Geschwister und das Geheimniß erklären können, das entfremdend zwischen sie und Gustav getreten war.

Ein Stück Weges hinter dem Zöllnerhause verließ der Mühlbach die Dorfgemarkung. Sorgfältig ge-

Es war zu Ende des September. Die Weiden standen kahl und sahen mit ihren ruthenlosen, unförmlichen Köpfen und den geborstenen Stämmen wie Cretins aus. Das Wasser des Mühlbaches war fahl und geschwellt von Wetterregen und die Binsen an seinen Ufern schwankten beweglich mit ihren großen Rispen im Winde. Fanny war ganz besonders übellaunig; sie wußte, es gab heute hier eine unliebsame Scene. Zu Hause hatte sie Tag für Tag Verdruß; seit er von den Besuchen bei seiner Tochter gehört hatte, ging der Vater nie aus. Er schalt sie nicht, vielleicht weil er erkannte, daß es doch nutzlos sei, daß sein Kind nicht mehr zu ändern und seine Erziehung beendet war. Aber er behandelte sie recht eigentlich verächtlich. Und es waren die häßlichsten Wünsche, die in ihr aufstiegen, wenn sie sein so schrecklich gealtertes Gesicht sah, wenn sein schütterndes Husten sie allnächtlich aus dem Schlafe scheuchte.

Georg erwartete sie bereits; auch er war in heftigster Erregung. Die Unterlippe hatte er zwischen

hr's mehr noch, unparteiisch zu sein. Sie hatte ihn nicht lieb: einer rechten Liebe war ihr mit allen Bitterkeiten vollgesogenes und vergiftetes Herz überhaupt nicht mehr fähig. Aber zu ihrer lebhaften Sinnlichkeit sprach die Kraft und die liebenswürdige Anmuth seiner Erscheinung; sie empfand das Unverdorbene seines ganzen Wesens und es that ihr wohl und schmeichelte ihr, daß dieser Jüngling, so begehrt und begehrenswerth, sich so lebhaft um sie bemühte und ihr die ganze Fülle seines Vertrauens entgegenbrachte.

Als aber die Sommerferien ihrem Ende zugingen, da empfand sie, daß die Entscheidung fallen müsse. Immer war ihr Georg blos als ein Rückhalt für äußerste Fälle erschienen, den sie ohne dringendste Nothwendigkeit freilich nicht fahren lassen wollte. Die schien nun gekommen. Oefter hatte er sich in den jüngsten Tagen höhnische Stichelreden erlaubt, öfter versucht, ich allerlei Vertraulichkeiten und Freiheiten zu gestatten und da sagte sie ihm denn ihre Meinung, gerade und unumwunden.

Kein Zeichen der Entrüstung war in Fanny's Gesicht aufgeflammt, als er so sprach. Ihre Brust ging gleichmäßig, ihr Auge senkte sich nicht, als sie fragte: „Und was willst du mir denn bieten?"

Er trat ihr näher und wollte seinen Arm um sie legen. Aber sie trat zurück und ihr Auge flammte: „Ich will's wissen!" rief sie.

„Sieh, Fanny," sagte er schmeichelnd, „so lange die Eltern leben, ist es freilich nicht allzuviel, was ich vermag. Aber bei einer Wirthschaft, wie unsere ist, fällt doch wohl genug ab, auch für dich und deinen Vater. Wer kann mir nachrechnen, wie theuer ich das Mastvieh in der Stadt verkaufe? Wer zählt jeden Metzen Korn auf dem Speicher? Und bin ich erst einmal Herr, dann sollst du leben! In Sammt sollst gehen und wer weiß, wer einmal Herrin auf der Erbrichterei ist? Sieh! Ich kann dich dem Gustav nicht lassen! Und geht's nicht anders, dann heirathe ich dich. Er ist hübscher als ich; wohl — aber ich hab' auch nicht faullenzen können, wie er; er hat

mehr gelernt als ich — für das Geld, daß sie mir gestohlen haben. Aber was wird er? Ein hungriger Verwalter, ein lumpiger Storch, der in Wasserstiefeln auf seines Herrn Aeckern herumsteigt und nicht genug hat für sich, wie denn für einen Schatz. Lass' ihn laufen, den Lumpen; sag' mir's, daß du mich gerne hast und zeig' mir's. Schlag ein, Fanny!"

Sie stieß seine Hand zurück. Die Roheit in seinem Wesen war ihr nie so häßlich erschienen; unwillkürlich stieg ihr Gustav's Bild auf; nie hätte sich der solche Worte gestattet.

„Hör' mich an," rief sie, „ich habe dich lange genug reden lassen. Es ist möglich, daß ich schlimm gerathen bin, — aber du bist schlechter, tausendmal niederträchtiger, als ich. Hat je ein Mann so mit einem ehrlichen Mädchen gesprochen, wie du?"

Fanny's Brust flog; sie fühlte, wie sie Zorn und wahrhaftige Erregung erfaßten. Mochte sie schlecht sein; dafür gehalten werden wollte sie unter keiner Bedingung.

„Du hast gelogen und du hast es gewußt. Meinst du wirklich, du kannst mich heiraten? Meinst du wirklich, ich bin so dumm, daß ich dir nur Ein Wort glaube? Nein, so dumm bin ich nicht! Du hast auf deinen Geldsack geschlagen und der klang hohl. Du hast mich kaufen wollen und hast lange nicht genug dazu. Meinst du, ich mach' Geschäfte auf lange Zeit hinaus? Meinst du, ich werde an dem knuspern, was du mir heimlich zuträgst, was du deinen Eltern stiehlst? Meinst du, ich werde mich verkaufen und nicht einmal etwas davon haben? Ich werde den Kaufpreis verstecken, als hätte ich ihn gestohlen? Meinst du, ich werde auf Bauernredlichkeit trauen, du Narr, du?"

Georg trat auf sie zu: „Fanny!"

„Geh'," rief sie, „und lass' mich Ich will nichts hören. Du hast vom Gustav gesprochen. Wem, meinst du, kann die Wahl schwer werden, zwischen einem Menschen, wie du es bist, und zwischen ihm?"

Im Reden hatte Fanny ihre ganze Ruhe wiedergefunden. Sie bemerkte es wohl, wie sein Gesicht

fahl ward wie das Wasser, das neben ihnen dahinrauschte; sie sah die Zornader seiner Stirne schwellen, und sie sah, wie er die Faust schwer aufhob. Rasch sprang sie zur Seite und entfloh.

Lazar Bermann aber wußte sich's nicht zu erklären, warum seine Tochter diesen Abend so vergnügt war. Sie war freundlicher als sonst, sie gab Antworten, die länger als „Ja“ oder „Nein“ waren. Und eine stille Hoffnung regte sich in ihm, wie er sich vielleicht doch in seiner Tochter geirrt haben könnte, daß es vielleicht lediglich die Noth war, die sie verbittert hatte. Vielleicht, daß sie doch noch gut werden könnte! Es überkam ihn ein Vorgefühl baldigen Todes, er segnete sie, ehe er zu Bette ging.

Fanny aber saß vor dem Hause, bis die Nacht und die Müdigkeit ihrer Meister wurden und sie sich niederlegte, mit sich und ihrem Tagewerke wohl zufrieden. Das Befreiende jeder Entscheidung hatte sie erfaßt — und ihr Los war entschieden und an das Gustav Lohner's gebunden.

IX.

Erst nach Gustav's Abreise athmete die Schulzin wieder auf. Die dumpfe Ahnung eines Unglückes, die wetterschwüle Atmosphäre in ihrem Hause hatten sie so sehr belastet, daß sie den Abschied von ihrem Lieblinge so tief nicht empfinden konnte, als sonst wohl.

Lange hatte sie den Tag vor seiner Abreise mit ihm gesprochen. Sie setzte ihn von dem in Kenntniß, was für seine Zukunft geschehen war. Aber das erwähnte sie nicht, was sie am meisten bedrückte. Ueber sein Verhältniß zu Fanny, von dem sie etwas ahnte, brachte sie kein Wort über die Zunge. Es war eine eigene Scheu, eine Art Scham, die sie, die Mutter erwachsener Söhne davon abhielt.

Gustav aber war fröhlicher geschieden, denn je. ür sein Ergehen schien gesorgt, und Fanny hatte ḥm am Tage nach jener ihrer Unterredung mit Georg ersprochen, ihn bald in Wien aufzusuchen. Mit inem seltsam ernsten Gesichte zwar; aber wer wäre er Liebhaber, der bei einer beglückenden Zusage viel uf das Gesicht achtet, mit dem sie gemacht wird? Noch als er mit seiner Mutter zur Station fuhr, hatte ihm das Mädchen etwas zugeflüstert. Was es war, konnte Frau Marianne nicht verstehen; nur das fliegende Roth sah sie, das bis zu Beider Stirnen aufstieg. Nochmals nahm sie sich vor, mit Gustav ein offenes Wort darüber zu sprechen; aber in der Aufregung des Abschiedes vergaß sie es abermals und ihre alte Scheu hemmte sie wiederum. Aber den Tag begann sie zu ersehnen, an dem die Jüdin das Dorf verlassen würde; ja, sie begann den Gedanken zu erwägen, wie sie es ihr und ihrem Vater ermöglichen könnte, anderswo ihr Fortkommen zu suchen.

Dieser Sorge schien sie nun das Geschick entheben

zu wollen. Lazar Bermann hatte sich tapfer gegen das Alter gewehrt; die Gicht, durch sein Gewerbe und seine Wohnung hervorgerufen, quälte ihn. Er trug es schweigend. Nun aber waren Krankheit und Jahre seiner ganz plötzlich Meister geworden; es ging rasch mit ihm zu Ende. Fast mit jedem Tage bemerkte Fanny neue Furchen, die das Alter und seine Leiden eingegraben hatten, und sie fragte sich, wie lange er noch der Athemnoth und der Schlaflosigkeit, die ihn bedrängten, werde widerstehen können.

Die Aussicht, bald frei zu werden, stieg überwältigend in ihr auf. Wie der Gefangene die Tage herbeibangt, die ihm gestatten werden, seine Glieder zu regen und sich im nicht begrenzten Raume zu bewegen, so ersehnte sie diesen Moment. Endlich wollte er sich verwirklichen! Darum nun war sie beflissener um ihren Vater, als je. Nur noch kurze Zeit des Beisammenseins war ihnen beschieden; wie Jedermann vor einem Abschiede auf lange Zeit sich bemüht so liebenswürdig als möglich zu sein, auf daß er sich

ein gutes Angedenken sichere, so wollte sie, daß ihr letzter Eindruck auf den Vater der möglichst beste sei. Es gab viel Plage mit dem kränklichen Manne — aber bald mußte sie ja nicht nur dieser, bald mußte sie ja jeder Noth ledig sein. Langsam begann sie sich selber einzureden, daß sie wirklich die vortreffliche Tochter sei, die Lazar in ihr sah. Er erkannte ihre Fürsorge freudigen Herzens an. Das Sprechen machte ihm Schwierigkeiten; aber so weit es sein Zustand irgend gestattete, unterredete er sich mit der Tochter über ihre Zukunft, und wie es ihr das Wenige, das er ihr hinterlassen konnte, ermöglichen würde, sich eine Zukunft zu gründen. Sie hatte dabei ein ganz eigenthümliches Lächeln; er aber bemerkte es nicht und hätte es auch nicht zu deuten verstanden.

Oft befielen den Vater endlos lange Ohnmachten. Dann war sie wieder ganz sie selbst, ganz ihren alten Entwürfen hingegeben; sie grübelte, und dann konnte Wagen an Wagen unter dem Schlagbaume unbeirrt und unbefragt hindurchfahren, ohne daß man des

Zöllners Tochter zu Gesichte bekam. Die saß auf ihrer Kiste und horchte nur auf die Stimmen ihres Inneren, Gefährten, ihr bekannt und vertraut seit ihren Kindertagen. Aber nie noch hatten sie so eindringlich laut gesprochen, wie in dieser Zeit. Oder sie kramte in der Kiste; mit dem Verständniß der Jüdin prüfte sie ihren Inhalt auf seinen Werth und seine Verwerthbarkeit, schätzte die von der Mutter ererbten Schmuckgegenstände ab, überschlug, wie viel Geld die Brieftasche ihres Vaters noch bergen könne, erwog, wie lange das Alles zusammengenommen vorhalten und ob es wohl ausreichen könne für die Ausrüstung zur großen Fahrt, die sie anzutreten gedachte. Sie horchte dem gellen Pfiff der Locomotive, der vom nahen Bahnhofe ihr wie unmittelbar ins Ohr klang. Dann erfaßte sie verzehrendste Ungeduld nach dem Tage, da ihr dieser Ton das Zeichen zur Abreise für immer werden sollte. Es dauerte schon so lange, so lange, daß sie sich nach ihr sehnte! Oder sie schmückte sich, ordnete zierlich ihr Haar und besah sich im Spiegel.

Sie gefiel sich gar wohl; ihr Auge hatte wundersamen Glanz und belebte das ganze blasse Gesicht; der schmale, fast immer geschlossene Mund war von verlockender Farbe, die schlanke Gestalt von begehrenswerther Rundung. Wie mochte sich das Alles erst ausnehmen, von zierlichen Kleidern in das rechte Licht gesetzt, wenn Schmuck die vollendete Form der Hand und die reinen Linien des Armes andeutend heben würde?

Am Sterbebette ihrer Mutter hatte Fanny das Grauen vor dem Tode kennen gelernt, um es für immer zu verlieren. Als daher eines Tages auch das letzte Röcheln, der letzte Athemzug im Zimmer verklungen und verstummt waren, die es bis dahin beängstigend leise belebt hatten, trat sie furchtlos zum Bette, um das glanzlose Auge zu schließen. Sie selbst kleidete den Todten in jenes Hemd, das ihm die Braut dereinst am Hochzeitstage überreicht hatte und dessen kostbares Linnen und reiche Goldverzierung so schlecht zu diesem kummerentstellten Antlitz paßten, dem nicht

einmal der Tod seinen friedlosen Ausdruck benehmen gekonnt hatte. Dann traf sie alle ihre längst vorbedachten Maßregeln für die Bestattung. Als die beendet waren, untersuchte sie, was von der elterlichen Hinterlassenschaft rasch und leicht verkäuflich sei. Um Manches, das sie verschenken oder zurücklassen mußte, that es ihr leid. Aber sie wollte so schnell als irgend möglich fertig werden, und leichtes Gepäck war ihr vor Allem noth. Sie nahm die geringe, selbst für ihre Erwartungen geringe, Geldsumme an sich und dann lag ihr nur noch die letzte Pflicht ob, die Leiche ihres Vaters in die Stadt überführen zu lassen, sich mit dem Allernothwendigsten für ihre Fahrt auszurüsten und ihr Bündel zu schnüren.

Das Alles war an Einem Tage geschehen. Als sie nun in schwarzem, eng anliegendem Kleide zurückkehrte, das dunkle Haar zum letztenmale vor diesem Spiegel zurechtstrich und ein Hütchen darauf befestigte, da fielen ihr die tödtlich einsamen Stunden alle auf das Herz, die sie in diesem Häuschen verlebt hatte.

Vor demselben Spiegel hatte sie die Manieren einstudirt, die sie gefallen lassen sollten und gefallen ließen, hatte sie lächeln gelernt — ein rechtes, herzhaftes Lachen hatten diese Wände nie gehört. Ihre freudlose Kindheit, ihr einsam freudloses Erblühen hatten sie gesehen, Zeugen der Noth waren sie gewesen, die mit schwarzem Fittig ihr junges Haupt umdunkelt und alle seine Lebensfreude ertödtet hatte. Auf dieser Kiste, sie klang nun hohl, hatte sie in endlosen Nächten gelegen und die Pläne nimmermüde hin und her gewälzt im Geiste, die nun endlich ihrer Reife und Erfüllung nahe schienen. Die einförmig graue Landstraße hatte in ihr immer von neuem das Sehnen nach Wien und seinen Wundern entzündet — bald sollte sie die sehen. Aus dem Munde von Fuhrknechten hatte sie es auf ihr zum erstenmale gehört, daß ihr der heißeste Wunsch ihrer Kindertage, daß ihr Schönheit geworden sei. Wie viele Erinnerungen barg ihr dies eine Zimmer, und wie war so gar keine einzige darunter erfreulich! Gleich Gespenstern

umdrängten sie ihren Geist. Als nun die Thüre zum letztenmale geschlossen, von ihrer Hand geschlossen, ihre abscheuliche Weise anstimmte, als der Schlüssel sich mit häßlichem Kreischen im Schlosse drehte, schien ihr das Alles abgeschlossen und für ewige Zeiten verklungen. Sie war damit fertig. Ihr Kofferchen in der Hand durchschritt sie das Dorf. Viele Bekannte riefen ihr den Abschiedsgruß zu, und doch nicht Einer war darunter, bei dem sie hätte bleiben mögen, und der eine Erinnerung in ihr zurückließ. Sie ging am Schulhause vorüber — dort war sie nur ungerne geduldet worden; an der Kirche kam sie vorbei — sie hatte nie drinnen beten dürfen. Und der Gedanke erfüllte sie mit einer gewissen Freudigkeit, daß sie ihre Heimat verließ.

Auch der letzte Besuch, der bei Frau Mariannen, war vorüber. Ihre ganze Herzlichkeit fand die wackere Frau beim Abschiede wieder; sie bot der Waise ihre Unterstützung an, sie bat sie um Nachricht über die Aufnahme, die sie bei ihren Verwandten finden würde.

Fanny konnte diesen Herzenston nicht erwidern; sie sah blos schlecht verhehlte Freude darin, daß man ihrer losgeworden sei. Zwischendurch kitzelte sie der Gedanke, was wohl Frau Marianne sagen würde, wenn sie wirklich wüßte, wer der Verwandte sei, den aufzusuchen sie vorschützte. Am Hofthore lehnte Georg; grußlos ging sie an ihm vorüber. Durch den beginnenden Regen einer grauenden Octobernacht legte sie den ganzen Weg noch einmal zurück; aus der Ferne grüßten die Weiden, an denen sie Georg zurückstieß und sich an Gustav band; windzerzaust sandten die Pappeln einen feinen Sprühregen auf sie herab. Und endlich, tief aufathmend, grüßte sie die weite, luftige Halle des Bahnhofes.

X.

Nichts Oederes gibt es, als eine Fahrt mit dem Nachtzuge der Nordbahn im Spätherbste. Zu beiden Seiten des Dammes dehnen sich endlos die Ebenen Mährens aus; ab und zu erscheint ein Dorf mit spitzem Kirchthurme, das breit und gemächlich im fetten Flachlande liegt. Sonst sieht der Reisende nichts als frischgepflügte Felder, auf die ein gewissenhafter, dünner Regen gründlich und gleichmäßig herabrieselt. Kein Laut durchbricht das Schweigen; nur die Locomotive pustet gewaltig und die Waggons klappern rhythmisch. Eine Oellampe ist bestimmt, das Coupé zu erleuchten; sie brennt gerade hell genug, um die unsympathische Gesellschaft, die sich da zusammenfindet, zu beleuchten: den polnischen Juden, der aus irgend

einem unaussprechlichen Orte Galiziens nach Wien auswandert und den ganzen engen Raum mit dem Mißdufte schlechten Branntweins und talggefetteter Stiefel erfüllt, den kleinen Bauern, der sein Anwesen verkauft hat, das Grünzeugweib, das seinen Kram zu Markte führt und unbekümmert um das Stoßen der Wagen und das Gerede ihrer Nachbarn schnarcht. Eine schwüle, brustbeklemmende Atmosphäre erfüllt den Raum, noch verschlechtert durch den Rauch aus den Stummelpfeifen der Fleischhauer.

Fanny saß am Fenster; sie hatte es niedergelassen, weil seine beschlagenen Scheiben ihr den Ausblick wehrten. In ihr Auge kam kein Schlummer, keine Müdigkeit befiel sie. Der Nachtwind trug ihr Regentropfen und den Rauch der Maschine mit Kohlenstückchen vermischt ins Gesicht. Gerne hätte sie den Lauf des Zuges beflügelt, gerne den endlosen Aufenthalt in den Stationen gekürzt. Die Lichter, die in denselben umherirrten, das Brüllen der Ochsen und ihrer Treiber thaten ihr weh. Hier und da starrte

ihr ein Mann ins Gesicht; gleichmüthig erwiderte sie seinen Blick. Wenn aber der Hornstoß des Schaffners ertönte, die lange Wagenreihe sich mit einem vernehmlichen Rucke in Bewegung setzte, dann athmete sie auf, zählte, wie viele Haltstellen sie noch vom Ziele ihrer Reise trennten und verfolgte das Verweben und Verschwinden der gewundenen Rauchwolken im Nebel. Sie hatte sich in ihrer Ecke zusammengekauert, damit sie Niemand berühre und immer sehnlicher spähte sie aus.

Endlich wurden die Aufenthaltszeiten immer kürzer; Taglöhner und Arbeitsleute drängten zu den Wagen, die Spuren ihres Gewerbes an den schwieligen Händen, den geflickten Wämmsern tragend. Dann donnerte der Zug über endlose Brücken mit kühn und zierlich geschwungenem Gitterwerk; ein fremder und gewaltiger Strom fluthete schweigend in ernsten gelben Wogen darunter. Ein eigenthümliches Licht erschien in den Wolken; auf dem ganzen Horizonte lag es wie Abglanz eines fernen Brandes. Die Umrisse hoher

Thürme tauchten auf, immer näher und faßlicher hervortretend. Eine eigene Bewegung ging durch den Raum, die Schläfer erhoben sich, rüttelten ihre Glieder zurecht und richteten an ihren Kleidern; die Augen der Juden leuchteten auf, hastig plapperten sie ihr Morgengebet her. Und dann raunte es einer dem Andern zu: „Wien".

Eine Menschenwoge umfaßte Fanny; das drängte, stieß und schob. Die hohe Freitreppe herunter, durch die stolze, glasbedeckte Halle, in der grünröckige Männer das Gepäck durchmusterten, kam sie, ohne recht zu wissen, wie. Endlich stand sie auf der Straße. Ihre Granitwürfel glänzten wie frischgewaschen und ein häßliches Zwielicht, in dem die Gasflammen mit röthlichem Schimmer brannten, stritt mit dem Nebel, der in dicken und greifbaren Schwaden über den Häusern dahinzog. Karren und Hundewägelein, mit Grünkram beladen, fuhren an ihr vorüber, ihnen folgend kam sie in eine große, breite Straße! An ihrem Ende sah sie sich etwas wie eine Thurmspitze

im Dämmer verlieren. Ab und zu kam ein Nachtschwärmer und sah ihr mit übernächtig verschwommenen Augen frech unter den Hut. Unbeirrt ging sie weiter; unsicheren, durch das glatte Pflaster verlangsamten Schrittes und in Gedanken verloren. Der Laternenanzünder übte sein Gewerbe; so todtenstill war es, daß selbst ihr leichter Schritt befremdlich laut erklang.

Wann sollte sie Gustav aufsuchen? Sie wußte nichts von ihm, als seine Adresse, und in welcher Richtung der Riesenstadt mochte die wohl liegen? Leicht hätte sie die Hochschule, die er, wie sie wußte, besuchte, erfragen können, aber sie mochte ihn nicht vor fremden Leuten wiedersehen. In seiner Wohnung aber war er nicht leicht und dann blos gegen Abend zu treffen; so viel wußte sie von seiner Lebensweise. Und doch mußte sie ihn noch heute finden; sie kam sich so hilflos vor in dieser Stadt, die ihr selbst schlummernd so überwältigenden Eindruck machte. Einen Augenblick dachte sie daran, wirklich ihre Verwandten aufzusuchen; aber sie wußte ja nichts von

ihnen, als die Namen, und sie wollte nicht wie eine Bettlerin vor Leuten erscheinen, die reich und sonder Zweifel stolz auf ihren Reichthum waren.

Die Straße hatte sich inzwischen zu beleben begonnen. Tramwaywagen klingelten an ihr vorüber, Bäcker- und Fleischerjungen mit ihren Körben gingen an ihr vorbei, kummerbleiche Weiber, die in die Fabrik wanderten, Arbeitsleute sputeten sich mit ihrem Geräthe. Dienstmädchen huschten über die Straße, um Einkäufe zu besorgen. Ihr altes häßliches Lächeln verzog Fanny's Mund, als sie die sah, ihre dürftigen Gewänder, die blassen, verschlafenen Gesichter. Nein! nach solchem Lose lüstete es sie nicht; diesem Glücke nach war sie nicht in die Großstadt gezogen.

Ein empfindlicher Stoß störte sie aus ihren Träumereien auf; der Gehweg der Straße war gefüllt mit Menschen, auf der Fahrbahn jagte Wagen nach Wagen. Die Verschlüsse der Verkaufsläden öffneten sich mit betäubendem Lärmen, ihre Thüren thaten sich auf. Aus tausend Schloten kräuselte sich feiner

Rauch aufwärts, ihre des ungewohnte Brust beengend. Die Weltstadt war erwacht, und ihr tobendes Leben befing sie schier betäubend.

Dann trat sie in ein Kaffeehaus, es war keines von den glänzendsten, aber die Pracht seiner Spiegelscheiben blendete sie doch. Mit einem Gefühle von unendlich wollüstiger Müdigkeit versank sie in den rothen Sammt einer Bank in einer der tiefen Fensternischen, denn vom Anblicke der Straße wollte sie sich nicht trennen. Es that ihr unsäglich wohl, sich bedienen zu lassen. Des Kellners höfliche Aufmerksamkeit entzückte sie, sein Frack erschien ihr von ausbündiger Eleganz. Gelegentlich schielte ein früher Gast zu ihr hinüber; sie zog sich hinter ihre Zeitung zurück. Es war die erste, die sie je in die Hand bekam. Wenn sie müde von den ewig wechselnden Bildern der Straße war, versuchte sie darin zu lesen. Aber die hohe Politik und das Feuilleton waren ihr unverständlich, und sie wußte noch nicht, wie dem Menschen gerade das Unbegreiflichste am wichtigsten

sein soll. So zog sie es denn vor, ihr ruhebedürftiges Auge den weiten Raum des Kaffeehauses durchmustern zu lassen. Das Mädchen in der Credenz fiel ihr auf. Wie dieses dasaß, die kleinen Zuckerschälchen zierlich und symmetrisch ordnete oder ab und zu Einiges in ein großes Buch eintrug, oder, ein angenehmes Lächeln auf dem blassen, aber schönen Gesichte, ihre Beschäftigung für eine Weile unterbrach, um auf die Worte eines feingekleideten Herrn zu hören, erschien Fanny ihr Leben wohl begehrenswerth. Wie einfach diese Beschäftigung war, hatte sie bald erkannt. So dasitzen, ohne eine andere Aufgabe zu haben, als schön zu sein und zwischen Bewerbern zu wählen, das dünkte ihr ein treffliches Los.

Sie war indessen von der langen Ruhe müde und schläfrig geworden. Sie zahlte und trat in das Freie hinaus. Ziel- und planlos ging sie durch die Straßen der Stadt; ihr prächtiges Leben gefiel ihr immer mehr, die Schätze hinter den Schaufenstern fesselten sie, bis irgend ein Stoß die Träumerin aufweckte.

Dann schritt sie fürbaß, des Tages denkend, da dieser Schmuck sie zieren, jenes Kleid ihre Gestalt verschönend umgeben würde. Ueber die Ringstraße kam sie, und alle die Herrlichkeiten, die sie hier gehäuft sah, machten ihren Geist dumpf. Ihr Auge wurde trübe vom Schauen, ihre Füße, des langen Gehens und des harten Pflasters ungewohnt, brannten. Carossen fuhren an ihr vorbei und sie sah Damen, die darin breit lehnten und ihre Schönheit und einen Putz, wie sie ihn nie geträumt hatte, zur Schau trugen. Das Gefühl ihrer Armuth ergriff sie und der Ingrimm ihrer Jugend stieg fühlbar in ihr auf. Aber das Bewußtsein, wie sie dieser bösen Gesellen bald für immer ledig sein werde, und schon den ersten Schritt dazu gethan hätte, milderte ihn diesmal. Und so ging sie immer weiter; sie ließ die vornehmen Plätze und die prächtigen Häuserzüge hinter sich und kam in noch volksbelebtere, minder prunkvolle, wo junge Leute auf den Straßen mit ihrem lauten Wesen vorherrschten. Immer fragend, gelangte sie zu jenem grauen Hause des Elends und

der Verlorenen, dann zu jenem endlosen Gebäude werkthätigster Menschenliebe, zum Allgemeinen Krankenhause. Es begann gemach zu dunkeln, als sie in eine der stilleren Straßen in der Josefstadt einbog.

(Ende des ersten Theiles.)

Zweiter Theil.

I.

Auch die kurze, seltsame Begrüßung war vorüber. Mit den Worten: „Du hast lange auf dich warten lassen, Fanny," war ihr Gustav entgegengetreten.

„Woher wußtest du denn, daß ich kommen werde?" fragte sie erstaunt.

„Du hast mir's ja versprochen?"

Dann war sie erschöpft von der Wanderung des Tages neben ihm gesessen. Sein Arm hielt sie umschlungen und sein großes Auge leuchtete in ungewohntem Glanze. Gleich Flammen hatten seine Berührung, sein Wort, sein Kuß ihr tiefstes Empfinden aufgerührt und verstört. Aber merkwürdig, selbst im

Momente der höchsten, berauschenden Hingebung empfand sie, wie das nicht das Rechte war. Ihre Gluth war nur geborgt, nicht jenes urkräftige Aufflammen, das Gustav zu einem Anderen gemacht hatte, als sie ihn je kannte.

Sie waren fortgegangen; erstaunt sah sie, wie selbst Gustav's Aeußeres verändert schien; eine gesättigte Männlichkeit lag darin und tönte selbst in seiner Stimme nach, als er sie seiner Quartiergeberin vorstellte. „Meine Braut!“ hatte er gesagt. Sie erbebte. Der Mann, dem ein einfaches Versprechen bei Anderen so bindend ist, daß er selbst in der Aufregung des ersehntesten Wiedersehens sich daran erinnert und daran mahnt, der muß einen hohen Begriff von Wort und Treue haben. Wie ein Dankgefühl lebte es damals in ihr, wie rechte, wahre, dankbare Liebe.

Dieser reine Eindruck hielt ziemlich lange vor. Stolz empfand Fanny bei der Achtung, mit der man Lohner's Braut allenthalben begegnete. Er war unter

seinen Genossen hochangesehen, das merkte sie bald. Wen von Studenten er begegnete, der beeilte sich, zu grüßen; sie aber war mit Freuden von jenem häßlichen Anstarren befreit, das sie den ersten Tag in Wien so verfolgt hatte. Ihr gegenüber war Gustav immer derselbe, zartester Rücksicht voll und bereit, ihre Wünsche zu erfüllen, so weit er irgend konnte. Kurze Flitterwochen voll Liebesglückes waren es; der neuartige Reiz des freieren Lebens beschwingte Fanny's Seele und zwängte die alten bösen Gedanken zurück. Ernstlich dachte sie daran, in Treue des Mannes zu harren, dem sie sich einmal zu eigen gegeben hatte, und ihr Glück in ihm zu suchen. Daß sein Glück in ihr ruhte, das sah sie wohl. Er bestaunte sie, wie etwas allezeit Neues; vielen seiner Gewohnheiten hatte er ihr zu Liebe entsagt; sein Nachmittag gehörte der Arbeit, sein Abend ihr. Dann saßen sie entweder in Fanny's bescheidenem Zimmer oder sie trafen sich mit Lohner's Intimsten im Gasthause. Auch unter ihnen war Fanny bald bekannt und geachtet; mit

seltenem Tacte und erstaunlichem Geschick wußte sie sich in die neuen Verhältnisse zu finden, Niemand hätte die Provinzlerin in ihr erkannt. Sie wußte zu sprechen und zu schweigen, wenn es sich gehörte, und besaß sowohl die große Kunst, achtsam zuzuhören, als auch die nicht minder große eines Witzes, der niemals verletzte; eine Gabe, die Gustav ganz fremd und also doppelt schätzenswerth war. Ihm waren solche Abende ein hoher Genuß, der nur gar zu selten kam.

Oft auch durchschritten sie Abends selbander die Stadt. Noch immer übten die Schätze in den Schaufenstern die unbezwinglichste Anziehungskraft auf das Mädchen und zwangen es zu langer, sinnender Betrachtung. So standen sie eines Abends am Graben. Unruhig schob sich die Menschenfluth hin und her, gelegentlich trat eine kurze Stockung in der Bewegung ein. Fanny war träumerisch; Vormittags waren sie in der Schatzkammer gewesen, und das edle Gestein hatte ihre Phantasie erregt und spukte irrlichternd davor. Gustav aber war ernst; kaum zwei Monate

war das Mädchen in Wien und doch begannen ihn schon mancherlei Sorgen zu drücken.

Vor dem Schaufenster eines Juweliers blieben sie stehen. Bis auf die Straße warf der Brillant sein unruhiges Licht, warm glühend lagen Rubine und Opale beieinander, harmonisch tönten die Farben der edlen Metalle zusammen. Das packte sie und kaum konnte sie sich von dem Anblicke trennen. Als sie sich endlich zum Weitergehen entschloß, entfielen ihr unwillkürlich die Worte: „Wie schön das ist, Gustav! Wer das doch haben könnte!"

Er hatte nur mit halbem Ohre zugehört; flüchtig erwiderte er: „Ja, Kind! Einer ist nicht reich genug dazu."

Das Wort that ihr weh und verstimmte sie. Schweigend ging sie neben dem nachdenklichen Manne weiter. Das erstemal fand sie seinen Ernst etwas langweilig; sie machte ihm innerlich Vorwürfe. Er mußte doch ihre Uebellaune merken, was gab er sich so gar keine Mühe, sie zu zerstreuen? Als ob sie

im Ernste an solches Geschmeide gedacht hätte! Aber mindestens eine Kleinigkeit stünde ihr doch wohl an. Den Schmuck ihrer Mutter mochte sie nicht tragen, das war Flitter und überdies unmoderner.

Im Gasthause aber merkte Niemand ihre Uebellaune. Die Gesellschaft war größer als gewöhnlich, mehrere Mädchen darunter. Mit innerem Wohlgefallen sah sich Fanny als die Schönste und Meistbewunderte des Kreises. Es waren meist ärmere Mädchen, die um Lohn arbeiteten, oder Töchter kleiner Gewerbsleute, die nur selten dem Banne der Arbeit entkamen; stille Geschöpfe, die in keinem Betrachte mit ihr wetteifern konnten. Sie war diesmal von einer ungewohnten lärmenden Fröhlichkeit; etwas dirnenhaft laut vielleicht, aber ihre Gesellschafter nahmen das nicht so genau. Noch nie hatte man sie so liebenswürdig gefunden und man machte kein Hehl daraus; mit gerötheten Wangen empfing Fanny die Huldigungen, die ihr so Mancher, unbekümmert um das stillere Geschöpf an seiner Seite, darbrachte. Daß sie Vielen

den Abend störte, auf den sie sich — wer weiß, wie lange — gefreut hatten, das war nur eine Würze mehr.

Kaum aber, daß sie wieder allein waren, verfiel Fanny wieder ihrer alten Mißlaune. Etwas Neues gährte in ihr; oder richtiger, alte Gedanken, die sie begraben gemeint hatte, erhoben ihr Haupt. Was hatte sie bislang eigentlich in Wien erreicht? Wie wenig des Erstrebten nannte sie ihr eigen! Im Grunde war sie von ihrem Ziele so weit entfernt, als wie nur je. Was half ihr die allgemeine Bewunderung ihrer schönen Erscheinung und ihres Verstandes? Sie hatte ihre Gaben noch nicht recht verwerthen können, hatte es vielleicht auch nicht richtig angepackt. Aber der Fehler ließ sich wohl noch bessern.

Was hatte doch Gustav gesagt? „Einer ist nicht reich genug dazu."

Oh, es gab wohl schon Leute, die reich genug dazu waren! Aber wie wollte sie mit denen in Berührung kommen? Mehr als einmal hatte sie Frauen

an sich vorbeirauschen gesehen, in einem Staate, der sie mit Haß erfüllte; Niemand kannte sie. Sie wußte von Schauspielerinnen, welche die kleinsten Rollen an den kleinsten Vorstadtbühnen innehatten und doch von Diamanten glitzerten wie ein Regenbogen. Man zuckte freilich die Achseln, wenn man von ihnen sprach — aber . . .

Schließlich — sie fühlte sich bewogen, ihre Ideen zu Ende zu spinnen — „E i n e r ist nicht reich genug dazu," hatte Gustav gesagt. Was aber war der Gegensatz davon? Es überlief sie doch kalt bei dem Bilde.

Gustav bemerkte ihr Frösteln. „Ist dir kühl, Fanny?" Die bekannte Stimme weckte sie; sie standen auf dem Ring, die Oper war zu Ende und Wagen mit aufgeschlagenem Verdeck brausten über die Straße. Sie sah die reich gekleideten Fahrgäste in heiterem Gespräche. Die Pferde traten den Koth der Straße mit leichten Füßen, hier und da spritzte ein Klümpchen auf Fanny's Gewand. Mechanisch strich

sie darüber; wie ärmlich erschien ihr der Stoff desselben. „Nein,“ antwortete sie heiser, „aber ich muß dir etwas sagen.“

Er legte seinen Arm wieder in ihren: „So sprich.“

„Du bist zu arm, Gustav, für zwei. Du bist gut, aber es geht nicht. Ich muß auch zu verdienen suchen.“

Die Cigarre entfiel dem Erstaunten: „Du, Fanny? Als was denn?“

„Ich hab' viel darüber nachgedacht,“ flüsterte sie, „ich meine, ich könnte wohl in ein Kaffeehaus in die Kasse kommen.“

„Du kannst nicht!“

Sie standen vor ihrem Hause. „Warum nicht, Gustav?“ fragte sie noch unter dem Thore.

Es schnürte ihm die Kehle; „Du kannst nicht und du darfst nicht. Meine Braut?! Es geht nicht, Fanny! Ich bitt' dich, sprich nicht davon! Hat dir je etwas gefehlt? Wart', wart' noch kurze Zeit.

Dann sollst du Alles haben, was du begehren magst!..."

Das Thor ging; er wußte nicht, ob sie seine letzten Worte gehört hatte, so rasch war sie ihm verschwunden. Die kühle Nachtluft strich ihm um die Stirne, er athmete schwer. Das durfte nicht sein! Er hatte das Mädchen viel zu lieb, als daß er diesen Gedanken hätte ertragen können. Die Gefahr, es zu verlieren, stieg ihm schreckhaft auf — aber was thun und wie sie hindern?...

II.

Gustav war nie ein eifriger Briefschreiber gewesen; fast nur einmal des Monats, nahe dem Ersten desselben, gingen einige Zeilen nach Hause, den Empfang des Wechsels dankend zu bestätigen. Sie waren kühl und geschäftsmäßig gehalten, wie eben sein Verhältniß zum Vater selbst geworden war; nur ab und zu fand sich darin ein wärmeres Wort und das galt dann Frau Mariannen.

Neuerdings aber schrieb er öfter denn je; aber die Briefe trugen nicht den Namen des Bauers; häufiger kamen Geldsendungen nach Wien, aber die Adresse war nicht von der festen Hand des Schulzen, es war

eine unsichere Frauenhand, welche sie geschrieben hatte.

Sonst hatte es für Gustav Lohner kein größeres Fest gegeben, als einige Zeilen seiner Mutter. Selten waren sie angekommen; aber wenn er die liebe Hand erkannte, dann war er einige Tage froher und besser gelaunt denn je; und er war allzeit ein fröhlicher Bursche gewesen und als warmherzig und hilfsbereit bekannt unter seinen Genossen. Nun las er kaum mehr, was ihm Frau Marianne schrieb. Aber wortkarger begann er zu werden und eine seltsame Heftigkeit wurde seiner oft Meister.

Es ist etwas Keusches um die Liebe. Der Mann, der die Schönheit der Geliebten, der ihren Geist rühmt, der empfindet die rechte Liebe nicht. In dem ist Ruhmredigkeit, den treibt der Wunsch, sich und sein Glück beneidet zu sehen, wenn wahre Liebe kein besser Los kennt, als sich in stillem Selbstgenügen zu leben. Und merkwürdig, von dem Tage an, da der Hauch aus Fanny's Munde Gustav's Haar, ihr leises Wort

ein Herz erzittern gemacht, liebte er sie. Je länger r sie kannte, desto höher stieg seine Gluth. Er konnte ie jenen eigenthümlichen Blick vergessen, mit dem sie hn damals angesehen hatte; jenes feuchte, katzenhafte Verschwimmen des großen, befremdlich leuchtenden Auges. Er sehnte sich nach jener kurzen Zeit hingebender Zärtlichkeit, die er damals berauscht durchlebt hatte. Unter den Händen fühlte er ohnedies das Mädchen entschlüpfen; von Tag zu Tag ward ihm Fanny fremder und dadurch reizender. Sie besaß eben jenes große Geheimniß innerlich kalter Frauen, sich nie ganz hinzugeben und immer ein stilles Glück ahnen zu lassen, höher, als sie es je gewährt hatte. Mit allen Kräften suchte er die Entschwindende festzuhalten. Der Gedanke, sie in einem öffentlichen Local, angestaunt und zugänglich für Jedermann, zu sehen, war ihm schrecklich.

Fanny merkte das Alles wohl. Nur einmal noch war sie seit jenem Abende auf ihren Plan zurückgekommen, um vor seinem jähen Auffahren schier

augenblicklich zu verstummen. Mit stiller Schadenfreude sah sie Gustav's schweren Kämpfen zu; immer unmöglicher mußte es ihm werden, ihre Anforderungen zu befriedigen. Wenn sie zu ihm kam, fand sie zweideutigen Besuch vor; Männer, deren Anwesenheit er ihr zu hehlen suchte und die einen laut brutalen Ton anschlugen. Sie wußte den Tag nahe, an dem er selbst ihr den Antrag machen sollte, der ihn damals so entrüstet hatte. Denn so wenig sie eigentlich unbescheiden in ihren Anforderungen war, so hoch kam ihn ihr Unterhalt trotz alledem. Es war Winter geworden; und ihm galt es nunmehr, die Geliebte mit Allem zu versorgen, dessen sie bedurfte; und das war theuer und nicht mit Wenigem zu bestreiten.

Kurz vor Weihnachten fing sie wieder an; sie sprach davon, daß sie eine Stelle im Café „Zur akademischen Legion“ bekommen könnte. Woher sie davon unterrichtet war, daß man dorten ein Mädchen suche, fragte er nicht; er war es schon gewohnt, daß sie ganz merkwürdige Verbindungen und Bekanntschaften

hatte, daß ihr allerlei Dinge zugetragen wurden, er wußte weder woher noch wie. Er war müde und widersprach ihr diesmal nicht. Sie lohnte es ihm durch eine Zärtlichkeit, die ihn von neuem berauschte; er beschwor sie, dessen eingedenk zu sein, daß sie seine Braut sei, und daß er sie mehr liebe, als je etwas, selbst als seine Mutter. Sie versprach ihm Alles . . .

Ihr Glück, ihre Fröhlichkeit trösteten ihn; eine kurze Frist trennte sie noch von dem Eintritte in ihre Stellung. Da wurde in ihrem Zimmer geschneidert und gearbeitet, allerlei unnütze Nothwendigkeiten wurden beschafft. Zwischendurch war sie von berückender Zärtlichkeit; aber diese verflog ohne nachhaltige Wirkung. Sowie Gustav allein war, verfiel er in seine alte Traurigkeit; der kurze Traum war ausgeträumt und von dem Tage ab, wo Fanny hinter der Credenz des Café „Zur akademischen Legion" saß, war sie ihm verloren, sie mochte sich noch so sehr dagegen sperren. Sonst war die Zeit vor Weihnachten seine fröhlichste gewesen; es galt, in ihr sich

zur Heimreise zu rüsten. Nun stieg in ihm das Bild der Heimath auf; er sah den Hügel, an dessen Hange die Erbrichterei stand, von weißem Schnee umkleidet, die Tannen, die sich ernst und schwarz von diesem Grunde abhoben. Er meinte die mächtige Stimme des Windes zu vernehmen, wenn er das weite Thal durchsauste, und das Wort seiner Mutter. Aber der Gedanke an Frau Mariannen war ihm nicht tröstlich wie sonst. Ein Geheimniß stand zwischen ihnen und das alte volle Vertrauen mußte dahin sein. Was wollte er thun, wenn seine Mutter Rechenschaft von ihm über die großen Summen heischte, die sie ihm zugesendet? Unter allerlei Vorwänden hatte er ihr Geld entlockt; gewiß, alle seine Kameraden hätten nicht anders gehandelt, Keiner sah etwas Schlimmes darin, aber er! Wer ihm je gesagt hätte, daß er seiner Mutter mit einer Lüge nahen würde, den hätte er niedergeschlagen. Und nun! Er hatte seine Mutter um ihr Liebstes gebracht, um ihr Vertrauen in ihn und um ihren Stolz auf ihn. Ein Ekel vor sich selbst wollte ihn erfassen.

Es gab vielleicht doch noch ein Mittel, Alles zu entwirren. Wie, wenn er heimkehrte? Wie als Kind wollte er der Mutter Alles ins Ohr flüstern und mit gesenkter Stirne ihr Urtheil erwarten. Was konnte ihm geschehen? Gab es eine Strafe, die noch härter war, als seine verlorne Selbstachtung? War nicht Alles besser, als die Täuschung fortsetzen und unter falschem Anscheine eine Liebe ergaunern, deren man nicht mehr würdig war? Denn die Mutter liebte den Gustav, der vor Kurzem von ihr geschieden war: einen warm empfindenden, leichtherzigen Burschen; den Gustav von heute kannte sie nicht.

Er traute sich auch nicht heim; höchst wahrscheinlich war sein Verhältniß zu Hause bekannt worden; er war ja nicht der Einzige aus dieser Gegend, der studirte. Wenn er gleich — demüthigend genug — seine Landsleute um Verschwiegenheit gebeten hatte, ein unbewachtes Wort genügte, um dem Bruder Alles zu verrathen, der mit eifersüchtigem Grolle die Sünde des Feindes sicherlich den Eltern zutragen würde

Vielleicht wußte sogar die Matter schon Alles; vielleicht stand in einem ihrer Briefe etwas darüber; er aber las die Briefe seiner Mutter nicht mehr; o, er wußte es, wie sie Worte hatte, die sein Herz treffen mußten!

Und endlich, wenn er gleich oft dachte, schleunige, reuige Heimkehr könne noch jetzt seine arg verfahrene Lage in das rechte Geleise bringen, er durfte ja nicht fort. Er konnte nicht ferne von Fanny leben, den Gedanken nicht tragen, sie ganz zu verlassen. Er mußte sie in ihren neuen Kreis einführen; er mußte sehen, wie sie sich darin benehmen würde; er mußte sie überwachen. Er sah nur zu deutlich, daß und wie sehr sie einen Wächter nöthig hätte.

Der Winter war gekommen. Nicht gewaltsam, zögernd und bedächtig hatte er sein Regiment angetreten. Von den Dächern troff es, über die Straßen breitete sich ein Mantel grauen Schmutzes. Auf den Plätzen begann der Weihnachtsmarkt; eine Stadt von Buden erwuchs über Nacht. Tannenbäumchen ent-

sandten ihren harzigen Duft in die rauchigen Nebel der Stadt und Lichtgäßchen erschienen, zwischen denen sich Kinder vergnüglich, begehrlich herumtrieben, dieweilen ihre Eltern um die Stämmchen feilschten. Die düstern Häuser „Am Hof“ sahen noch verdrießlicher d'rein, durch den Gegensatz zu den lustigen Gesichtern und dem bunten Treiben um sie. Ein träger Schnee rieselte durch die windstille Luft hernieder, im Niedersinken zerfließend und Pfützen auf dem Pflaster bildend, in denen sich die Lichtlein tausendfältig wiederspiegelten. Gustav Lohner sah das und Herzweh bemeisterte ihn; er gedachte seiner Mutter, die dies Jahr zum erstenmale am heiligen Abend den Sohn missen mußte. An seinem Arme aber hing Fanny Bermann und er führte sie in das Café „Zur akademischen Legion“.

III.

Es war noch ziemlich zeitig am Tage, aber einer jener December-Nachmittage, die nichts als ein endloses Grauen sind. Der Nebel lagerte, odembeklemmender Feuchtigkeit voll, auf den Straßen, das Pflaster war peinlich glatt und zu wiederholtenmalen dankte es Fanny blos ihrem Begleiter, daß sie nicht ausglitt.

Aber rein war die Luft auf der Straße immerhin. Als Fanny das Local „Zur akademischen Legion" betrat, wäre sie beinahe zurückgeprallt, so arg war der Gegensatz. Ein solcher Mischmasch von Gerüchen stürmte auf ihre Sinne ein. Dicht, wie der Nebel draußen, lag Tabaksqualm über dem Raume; unzählige

Gasflammen verbreiteten betäubende Hitze und blendendes Licht, unabsehbar wiedergegeben von den wandhohen Spiegeln. Der Duft aller Getränke vermischte sich hier; der des Bieres, das in den geschliffenen Kelchgläsern schäumte, mit dem würzigen Aroma des Kaffees, den feinen Rauchwölkchen, die sich aus den Theekannen erhoben, und dem scharfen Bouquet der Schnäpse. Dazu ging durch den weiten Raum unaufhörlich Rede und Gegenrede; die Thür wurde heftig geöffnet und zugeschlagen, an die Gläser klingelte man, die Billardbälle klapperten und stießen lärmend aneinander. Befehlende Rufe nach dem Kellner ertönten, von rascher Antwort gefolgt.

Es war zu Anfang des Monats und die Saison stand auf ihrem Höhepunkte. Studenten erfüllten das Local, aus ihrer Mitte klangen Gustav Lohner Grußworte entgegen. Er geleitete Fanny mit vollendeter Ritterlichkeit zu ihrem Brotgeber; auch während der kurzen Unterweisung in ihren Berufspflichten war er zugegen. Als sie endlich in der Kasse saß, verab-

schiebete er sich, denn es wiederstrebte ihm eben so wie es ihm unschicklich schien, stundenlange davor zu lehnen.

Fanny hielt das Auge gesenkt; trotzdem aber empfand sie Hunderte von Blicken in neugieriger Musterung auf sich gerichtet. Mechanisch ordnete sie die Zuckerschälchen, mechanisch erwiderte sie auf die Worte der Kellner, die ab und zu eilten. Die Kasse war schmucklos, nur eine Vase mit schlecht gemachten Blumen stand darauf. Der Kopf that ihr weh; sie stützte ihn nachdenklich in die Hand, wohl bedacht, dabei ihr feines Profil zur Geltung zu bringen. Wildfremde Leute kamen heran unter dem Vorwande, Auskunft zu begehren. Auch aus dem Hinterzimmer, aus dem laute Worte von den Kartentischen und das Rollen der Billardbälle erschallten, näherten sich Beschauer. Mit gewohntem Gleichmuth ertrug sie es. Das war ja nunmehr ihr Beruf, als Schaustück zu dienen, und sie mußte nur froh sein, wenn sie als solches Anwerth fand. Das aber schien der Fall;

dafür zeugte das Flüstern unter den jungen Männern, die scheinbar zwecklos an ihr vorüber promenirten. Vor directen Ansprachen schien sie gesichert. Manchmal drangen Laute einer bekannten Stimme zu ihr; Gustav erging sich sprechend, und sie mußte sich es gestehen, von all' den jungen Leuten glich ihm Keiner an Kraft und Anmuth der Erscheinung. Er trat zum Buffet: „Ich muß nach hinten gehen, Fanny; sie haben heute eine wichtige Besprechung hier. Hoffentlich wird es so spät, daß ich dich gleich heimführen kann. Von morgen ab bist du ohnedies immer hier; es ist das letztemal, daß wir einander ganz gehören dürfen."

Fanny erhob ihr Auge; mit jenem feuchten Blicke sah sie zu ihm auf, den er nur zu wohl kannte und der ihn immer durchschauerte. Sie blickte ihm nach; vor dem Spiegel zupfte er das breite Band über seiner Brust zurecht, bis es recht augenfällig darauf lag. Eine Bewegung ging durch die Menschen; neue Ankömmlinge schoben sich durch die Leute. Trotzige,

verwogene Gesellen zogen an ihr vorüber, die Gesichter zerhauen, und grüßten mit leichtem Kopfneigen oder die Finger militärisch an die bunte Mütze legend. Langsam wurde es stille in diesem Zimmer, aber von rückwärts her vernahm sie laute Reden und stürmische Zurufe des Beifalls oder des Mißfallens.

Nun erst erhob sie vorsichtig den Kopf und sah sich spähend um. Es war ziemlich öde ringsherum geworden, nur Schachspieler saßen noch über ihre Figuren in wortloser Vertiefung gebeugt. In den Fensternischen hatten sich Männer häuslich eingerichtet; hinter Stößen von Zeitungen beinahe verschwindend, schrieben sie emsig. Verschieden im Alter und in den Lebensverhältnissen, schienen sie doch ein gemeinsames Gewerbe zu betreiben. Sie kannten einander sämmtlich und begrüßten sich mit einer gewissen handwerksmäßigen Vertraulichkeit; manchmal schien der Eine etwas Wichtigeres den Genossen mitzutheilen; dann tauschten sie ihre Meinungen in wirblichst raschem Flusse der Rede aus, dabei lebendig mit den Händen

gesticulirend. Dann ging es wieder an das Schreiben; Blättchen Papier wurden einseitig beschrieben und von hageren Burschen fortgetragen. Schwindsüchtig aussehend, blaß vom übernächtigen Leben und den ewigen Laufereien aus einer Redaction in die andere, horchten diese angehenden Journalisten aufmerksam auf jedes Wort ihrer Herren und Meister, aus dem sich vielleicht eine Journalnotiz herausschlagen ließ. Selbst sie aber wurden noch beneidet; um diesen Kreis herum bewegten sich junge Menschen; sehnsüchtig lungerten sie um diese Tische herum, verzehrt von dem Bewußtsein ihrer Unfähigkeit und dem Hunger nach kurzem, löschpapierenem Ruhme, und vertbaten also ihre beste Kraft in frucht- und aussichtlosem Streben.

Und doch hätten sie eine Warnung vor Augen haben können. Zu derselben Gruppe gehörte ein alter Mensch. Fanny fiel es auf, wie man ihn im Kaffeehause dulden könne, so abstoßend und verwahrlost war seine Erscheinung. Das alte, eisgraue Haar ungekämmt, das Gesicht starrend vor Schmutz und

Runzeln, die Schuhe zerrissen und den Rock ungebürstet und durchgescheuert an allen Nähten, saß er ihr zunächst, Schach spielend, seitdem sie in die Kasse eingetreten war, bis jetzt, wo auch die wenigen Gäste wieder aufbrachen, die nach Schluß des nahen Stadttheaters erschienen waren.

Im Nebensaale wurde immer noch debattirt; die Stimmen aber klangen heiser vom Bier- und Tabakgenuß. Ein häßlicher Flor umgab Fanny Alles; die Fülle neuer Eindrücke verwirrte und befing sie. Das Kaffeehaus erschien ihr unendlich trübselig und so mürrisch, wie das Gesicht des Zahlkellners, der an einem Pfeiler lehnte, schmierige Zettel aus einer abgegriffenen Brieftasche nahm, sie durchlas und mißtrauisch den Kopf schüttelte, ehe er sie an ihrer alten Stelle versorgte. Die Gasflamme ihr zu Häupten brannte zischend und übelriechend. Ihr ward bange, sie sehnte sich nach einem befreundeten Worte, nach Gustav. Wenn sie sich nicht geschämt hätte, sie hätte nach ihm gesendet; seine Stimme tönte gerade herüber;

was er sprach, konnte sie zwar nicht verstehen, aber schon der Ton war so fest, ehrlich und bestimmt: der ganze Mann lebte in seiner Stimme.

Was war am Ende gar so Großes dabei, wenn sie auf ihn wartete? Er hatte ihr immer nachgegeben, kein Mensch konnte sie sicherlich lieber haben. Sie brauchte sich blos mit der Zukunft als seine Frau zu begnügen, und war das nicht genug für das Kind Frau Rosalia Bermann's? Noch war sie seiner nicht zu unwerth, noch hatte sie ihm mindestens physisch die Treue nicht gebrochen. Aber ein Etwas in ihr schrie „Nein!" Denn wie, wenn Gustav dann sein Wort doch nicht hielt? Es war richtig, sie empfand zu Niemand mehr oder auch nur so viel Neigung, als zu ihm. Aber warten? Auf so Ungewisses hin? Denn sie an seiner Stelle hielte dieses Versprechen nicht, deß machte sie sich kein Hehl! Und — sie hatte lange genug gewartet!

Zwei Männer waren ins Kaffeehaus eingetreten; der Eine hoch, mager und einen feinen Zug im Ge-

sicht, das, von wirrem, schwarzem Haar umgeben, schier geisterbleich erschien. Sie mußte die Zeitung weglegen, dem Kellner läuten, der hinter der Glasthür auf einer Bank träumte. Sie erhob den Kopf, frei ließ sie ihr sieghaftes Auge leuchten und ihr feines Ohr vernahm, wie sich der Blasse zu seinem häßlichen Freunde neigte: „Ein schönes Mädchen". Auch die heisere Antwort hörte sie: „Ich glaube, sie ist Lohner's Braut". Dann beugte sie sich wieder über ihr Buch, um die Bestellungen einzutragen.

Sie hörte dann die beiden ungleichen Gesellen flüstern. Sie sah nicht mehr hin, sie hörte nur noch: „Gewöhnt sich wohl erst ein; wird sich aber eingewöhnen". Dann klang es wie Husten herüber, gedämpfte Schritte vernahm sie und neben ihr tauchte ein Kopf voll Häßlichkeit, mit struppigem Blondhaar, mit bösem Auge und fahler Farbe im Gesichte auf und sagte: „Ein schöner Mann Herr Gustav Lohner, ein schöner Kopf".

Er wollte weiter sprechen. Aber die Schritte der

abziehenden Studenten erklangen näher und er verschwand plötzlich. Sie erhob sich, die Glieder steif vom langen Sitzen und schier übermüdet. Die Gasflammen wurden abgedreht und im Getümmel des Aufbruches ging sie, zärtlich an Gustav geschmiegt. Aber ihr letzter Blick flog zum Eingange des Cafés zurück; dort stand der Hagere, grell von der Gasflamme über dem Portal beleuchtet, ein Taschentuch an die Lippen gedrückt, und sah ihr, auf seinen häßlichen Genossen gestützt, lange nach.

IV.

Wer waren die beiden ungleichen Gesellen? Die Frage beschäftigte sie und half ihr, im Vereine mit ihrem Anpassungstalente, das aus dem Dorfmädchen in Kurzem eine Dame mit städtischen Manieren gemacht hatte, der Niemand den Ursprung in einem Dorfe des Kuhlandes anmerken konnte, sich rascher eingewöhnen, als sie selbst gehofft hätte. Sie hatte ein menschliches Interesse, das sie nunmehr ins Kaffeehaus zog; ein seltsames Mitleid fühlte sie für den Blassen und eine Neugierde, die nach Lösung verlangte, für seinen häßlichen Freund.

Es brauchte aber lange Zeit, ehe sie etwas Näheres über Beide erfuhr, und alle anderen Gäste des Locales

kannte sie früher. Die armen Studenten, die vor und nach der Vorlesung erschienen und denen die „Akademische Legion“ Alles war: Wärmestube, Wohnung und Studirzimmer, die Zeitungen lesend oder studirend hier ihre Tage verbrachten, zu Mittag auf kurze Zeit zu einem jämmerlichen Mahle verschwanden, bis sie die Nacht von den Billard- und Kartentischen vertrieb, die sie als müßige Zuschauer umlehnt hatten. Diese dauerten Fanny; denn Mancher schien ihr wohl eines besseren Loses werth, als mit neidvoller Seele zuschauen zu müssen, wie Andere genossen. Sie bedauerte sie doppelt, weil sie ihre Gefühle verstand und theilen konnte und weil ihr deren reichere Kameraden gar zu verächtlich erschienen; denn die Hohlheit dieser Menschen hatte sie bald erkannt. Ihre Gespräche widerten sie an; das ewige Gerede von Wettrennen, Mensuren und billigen Eroberungen ermüdete sie. Ihrem mäßigen Sinne ging jedes Verständniß für die Zechgelage ab, die in diesem Kreise eine so bedeutsame Rolle spielten. Aufstrebend, wie

ihr Geist einmal war, hatte sie Mitgefühl für die Strebsamkeit der Armen, während sie ihrer ganzen, früh erworbenen Verstellungskunst bedurfte, um die Albernheiten der Reichen zu ertragen.

Blos drei Menschen von Allen, die sie kennen gelernt hatte, zwangen ihr einige Theilnahme ab.

Einmal Gustav Lohner. Was der immer anpackte, er wußte einen Anschein seiner eigenen Tüchtigkeit und Kraft hineinzutragen. Ihm war, was er ergriff, Ernst und Herzenssache, und je mehr ihn Fanny kennen lernte, desto besser wußte sie den Werth jener Vorstellung vom ersten Tage zu bewerthen. Selbst die Couleur faßte er wirklich als einen Bund für das Leben auf, die Mensur war ihm thatsächlich die Probe des Muthes und der Gewandtheit. Er war thatsächlich, wie jener Häßliche behauptete, die feinste Klinge der Universität, aber nicht ihr feinster Kopf. Gerade durch und durch; aber eben deßhalb oft unbequem, mehr geachtet und gefürchtet, als geliebt. Ein Mensch, der sich an Schlagworten begeistern konnte und dann

für sie drein ging, wie ein Stier — ungestüm, gefährlich durch seine Kraft, aber ungelenk und leicht zu blenden.

Er war ein scharfer Beobachter, jener späte Gast, von dem Fanny dies gehört hatte. War das Café leer von Besuchern, dann erschien er. Die Kellner kannten seine Stimme eben so gut als die Nische, in der er zu sitzen pflegte und in der kein Licht angezündet werden durfte, wenn er anwesend war. Dort hockte er trinkend, aber eine Wirkung davon war nie an seinen Worten zu merken. Zuweilen tauchte sein Kopf voll charakteristischer Häßlichkeit jählings neben Fanny auf; dann sprach er rasch, heftig und abgerissen auf sie ein. Niemals hörte sie ein Wort uneingeschränkten Lobes von ihm; über Allem, was er that uud sprach, lag ein häßlicher Cynismus. Sie kannte seinen Namen, aber nennen durfte sie ihn nie damit. „Ich hatte einen Namen und träumte davon, mir einen zu schaffen; jetzt bin ich eine Null.“ Ein unglücklicher Mensch war er jedenfalls, die stete

Gewohnheit der Selbstironie hatte seinen Charakter ätzendem Scheidewasser gleich zerfressen. Von Studenten gemieden und jeder Berührung mit ihnen scheu ausweichend, suchte er dennoch mit seltsamer Beharrlichkeit die Stätten auf, wo er sicher war, ihnen zu begegnen. „Was wollen Sie, ich bin ein Revenant, ein Gespenst.“

Sie kannte auch seine Geschichte und wußte, warum er aus jener Gesellschaft ausgestoßen worden war, der er einst angehört und die immer noch solche Anziehungskraft für ihn besaß. Er war einst Student gewesen; derselben Couleur hatte er angehört wie Gustav Lohner. Er sollte seine erste Mensur schlagen; aber schon bei den ersten Vorbereitungen befiel ihn eine namenlose Angst. „Ich bin kein Lamm und ich mochte mich nicht opferlammmäßig behandeln lassen. Es ist auch zu infam; der Mensch, der mir da gegenüberstand, hatte mir nie etwas gethan. Ich war zu erregt; es klang so schrill, als seine Klinge das erstemal anklirrte an die meinige;

es war mir so schreckhaft und verstört zu Muthe. Und dann hörte ich es im Kopfe summen und ihn wiederhallen, dumpf im Schädel, knirschend zwischen den Zähnen, diesen infamen Ton. Ich spüre, wie etwas Warmes über meine Stirne tropfte, nicht etwa jäh, stromweise, sondern unangenehm lau und langsam, schon im Fließen gerinnend. Ich konnte nicht mehr ruhig stehen, ich mußte den Kopf wenden, die Augen schließen, schon um dem Anblick des lächerlich abgeschmackten Anzuges meines Gegners zu entgehen. Und da beantragte mein Freund und Bruder Gustav Lohner, mich, den Feigling, ehrlos von der Mensur zu jagen. Er zerriß die Kappe, die ich bis dahin getragen hatte, mit dem Fuße zertrat er die Klinge, die ich geführt."

Sie wußte auch, wie er dann tiefer gesunken war. Sein kleines Vermögen war vergeudet und: „Nun, ich machte Schulden. Die ehrlichen Leute! Sie haben Alle gewußt, daß ich so bald nicht zahlen könnte. Und doch nahmen sie mein Ehrenwort;

durften sie sich dann wundern, wenn ich es nicht einhielt? Aber sie machten ein lästerliches Geschrei über meine Wortbrüchigkeit, als das eintraf, worauf sie gefaßt sein mußten. Man hielt feierlich Gericht über mich und erklärte nicht blos mich, nein, Jeden für ehrlos für alle Zeit, der mit mir verkehren würde. Und Herr Gustav Lohner gab mir eine Ohrfeige, als ich ihn ansprach. Für einen Fechter, wie er, wäre das immer ein harmloses Vergnügen gewesen; wie schon gar damals, wo er mir nicht einmal hätte Satisfaction geben dürfen!"

Er hatte mit dem ganzen Reste seines Vermögens und seines Credites ein Bändchen Gedichte erscheinen lassen. Sie hatten keinen Anklang gefunden. „Es war eigentlich Zuckerwasser, höchstens ein bischen Schnaps dabei. Aber ein weiser Mann hielt es doch für nothwendig, nachzuweisen, warum sie nicht gefallen konnten. Ich hätte kein Gefühl! Er hatte Recht! Gemüth und Ehre, das sind so Dinge für die anständigen Leute, die schlafen und sich waschen. Ich aber thue Beides nur sehr selten und ungerne."

Und dann war er hingegangen und hatte sich verkauft. „Glauben Sie mir, wer sich selbst kennt, der kennt auch die Schwächen jedes Menschen. Und ich kenne mich. Dummköpfe oder Schufte, höchstens noch eine liebliche Mischung von Beidem, das ist Alles und das sind Alle. Sie dürfen Sie getrost eintheilen in drei Kategorien: In solche, welche Silberlöffel stehlen und sich dabei ertappen lassen, in solche, die man wohl beargwöhnt, die sich aber nicht erwischen lassen, und in solche, die sich nicht trauen. Die bilden dann die Jury. Sie dürfen mir es glauben, sie fürchten sich heilig vor mir, die ehrlichen Leute. Aber geschimpft haben sie nicht schlecht, als mein erstes Pamphlet erschien. Warum? Weil ich darin das angriff, was ich noch gestern lobte? Ich will es ja morgen wieder rühmen, wenn es etwas trägt; kein kluger Mensch thut etwas umsonst, wofür er bezahlt werden kann. Alles darf der Mensch verschachern, mit Allem darf er Handel treiben, nur mit sich selbst nicht? Warum? Bin ich nicht mein Eigenthum?

Nur in Einem liegt Verstand, man soll sich nicht zu billig hergeben. Darin habe ich gefehlt; ich habe meinen Geist lächerlich wohlfeil verkauft. Wär ich Hofrath, alle Welt zöge heute den Hut vor mir."

Mit einem eigenen Interesse horchte Fanny diesen Worten. Die enthielten ja die Rechtfertigung alles dessen, was sie plante; selbst ihrer verwegensten Gedanken. Und dann, jedes Vertrauen und jeder Annäherungsversuch war ihr schätzbar: „Ich sehe in Ihnen eine Leidensgefährtin. Merken Sie sich, was ich Ihnen sagte; es wird Ihnen wohl zu paß kommen. Sie wollen sich doch auch verkaufen? Die Eigenschaften haben Sie dazu; Sie sind schön und — wie es scheint — auch klug genug dazu. Hier ist Markt, also der richtige Ort; nur zögern Sie nicht zu lange, denn die Waare ist nicht so selten in Wien."

Er sprach ihr nie von Liebe; auch das wußte sie, die den ganzen Tag mit den albernsten Schmeicheleien geplagt wurde, zu schätzen. Er verspottete sich selbst, wenn er sich als Werber dachte. „Ich habe

einen zu großen Abscheu vor Glacéhandschuhen und reinen Kragen. Freiwillige Liebe finde ich nicht — und kaufen? Ich will nicht betrogen werden; ich will nicht Geträumtes mit Reellem, Werthbarem bezahlen. Ich bin Jedem käuflich, und was Jedem feil ist, das ist gut genug für mich."

Abgerissen, sprunghaft, den einsamen unbewachten Augenblick erspähend, sprach er so zu ihr. Sowie er aber einen leichten, elastischen Schritt vernahm, verschwand er in das Dunkel seiner Nische. Dann sah Fanny sein unruhiges Auge leuchten und ihn Glas um Glas leeren. Er war ihr früher nothwendig geworden, als sie es selbst ahnte. Und der arme Rest, der gut in ihr war, wurde vergiftet.

Der dritte Mensch aber hieß Friedrich v. Eck. Jener blasse Jüngling war es, den sie den ersten Tag gleich gesehen hatte. Behandelte sie sein Gesellschafter von damals von allem Anfange an vertraulich, Friedrich v. Eck's Benehmen ihr gegenüber war das eines vollendeten Cavaliers seiner Dame gegenüber.

Nur selten kam er ins Kaffeehaus und dann nur in den ersten Stunden des Tages oder in den spätesten Nachtstunden; seine schwache Brust ertrug den Qualm nicht, seiner vornehmeren Natur widerstrebte die öffentliche, schamlose Courschneiderei. Er konnte nicht viel sprechen, ohne daß Husten seine schmale Gestalt erschütterte und ohne daß er sein Taschentuch an die Lippen führen mußte. Auf seinen Wangen glühten dann jählings dunkelrothe Flecken auf, die eben so rasch wieder verblichen, als sie erschienen waren.

Er kam fast nie ohne ein Blumengeschenk; aber das fiel nicht zu sehr auf, denn seit Fanny Bermann in der „Akademischen Legion" Buch führte, gab es Tage, an denen kostbare Bouquets die Kasse in einen blühenden Garten verwandelten. In allen Notizbüchern stand ihr Name; wer gar nichts Besseres zu bringen hatte, brachte Verse; sie aber ging gleichmüthig ihrer Wege und wußte Jeden richtig zu behandeln. Ein freundliches Lächeln und ein aufmerksames Ohr hatte sie für den Stammgast, kühl höfliches Kopfneigen für

die Unbekannten, jene so geschätzte kindlich-naive Vertraulichkeit gegen ältere Herren. Aber vor ihrer Phantasie standen, sich seltsam durchkreuzend, drei Bilder: Gustav Lohner, ernst, schwer und düster, wie ihn die letzte Zeit gemacht hatte, der Namenlose und am häufigsten die überschlanke Gestalt Friedrich v. Eck's, mit seinem feinen Welttone und dem anmuthigen Humor, der stäten Milde und Freundlichkeit, die so seltsam stand zu dem unheimlich unheilbaren Leiden, das ihn verwüstete.

V.

Gustav Lohner hatte sich arg zu seinem Nachtheile geändert. Ein schweres Opfer hatte er damit gebracht, daß er in Fanny's Eintritt in das Kaffeehaus gewilligt hatte; nun mußte er aber noch die Ueberzeugung gewinnen, daß diese Nachgiebigkeit zwecklos gewesen. Ein unerquicklich scharfer Ton war in sein Verhältniß gekommen; sie fühlte den Vortheil ihrer errungenen Selbstständigkeit zu sehr, als daß sie ihn nicht hätte ausnützen sollen. Fortan bedurfte sie seiner nicht mehr, was sie brauchte, das erwarb sie sich selbst, nicht einmal den relativen Vorzug von früher konnte sie ihm mehr einräumen. Friedrich v. Eck stand ihrem Herzen näher, beschäftigte ihre Phantasie lebhafter als

Gustav, der ihr nichts mehr war als der Genosse vergangener Tage, an die sie aber nicht gerne gemahnt sein wollte. Wollte er sich also auch in Hinkunft ihrer Gunst erfreuen, dann mußte er sie durch Gegenleistungen verdienen. So hatte sich denn auch in Beziehung auf den Geldpunkt für ihn nichts geändert; jede Weile benöthigte Fanny irgend eine Kleinigkeit, und selbst daß sie sich mit diesen Wünschen immer zuerst an ihn wendete, schien ihm nunmehr ein Vorzug und ein neidenswerthes Glück. Zwar Vieles an dem Mädchen war ihm unverständlich und unfaßlich. Gleich die Stellung, die sie angenommen hatte; er hätte seine Braut lieber bei was immer für einer Arbeit, selbst lieber als Dienstmädchen gesehen. Aber immerhin konnte das auch Unkenntniß des schlüpfrigen Bodens, den sie betreten, konnte Abneigung vor physischer Arbeit das Erbtheil ihres Stammes sein. Daran war am Ende auch er Schuld gewesen; er hatte es nicht vermocht, die Brotsorge von ihr ferne zu halten, und mußte es sich somit gefallen lassen, wenn sie

diese nach ihrem Gefallen zu lösen versuchte. Seine Aufgabe war es, die Gefahren ihres selbstgewählten Berufes zu mildern durch persönliche Ueberwachung, durch die Macht seines Ansehens; sie sollte ehrlich bleiben können, wenn sie es nur wollte, auch als Kaffehauscassierin.

Anfangs hatte es in der That diesen Anschein. Niemand konnte Fanny etwas Schlimmes, etwas Ehrenrühriges nachsagen.

Mit innigem Behagen erfreute sich Gustav der Lobsprüche, die man allgemein dem Tacte, mit dem sich das Mädchen in seine Stellung zu finden wußte, und seiner Klugheit spendete. Wenn er gleich die Entfernung zwischen ihnen und die Härten von Fanny's Charakter bitter empfand, so lange ihr nichts vorzuwerfen war, so lange sich die Geliebte Niemandem angeschlossen hatte, war das zu ertragen. Aber neuerdings war ihm ihre Vertraulichkeit mit dem Namlosen zugetragen worden, und sie erfüllte ihn mit Bängniß. Er kannte die ganze Verderbtheit dieses Menschen,

aber auch seine Gefährlichkeit. Die Schneidigkeit seines Cynismus, die Schärfe seines Verstandes konnten bestechen und auch einen gefesteteren Charakter und bessere Grundsätze zu Grunde richten, als die waren, die er bei Fanny vermuthen mußte. Ueberdies wußte er, daß dieser Mensch sich neuerdings in der Rolle eines Kupplers gefiel. Seine Eifersucht erwachte; Friedrich v. Eck, der einzige Gefährte des Namenlosen, war ein Mensch, der wohl gefallen konnte, leichtfertig genug, sich auch eines so widerwärtigen Geschöpfes, wie Jener war, zu bedienen, und dazu von großem, unabhängigem Reichthume, den er nicht zu sparen brauchte, wenn er durch ihn die Macht seiner wirklich liebenswürdigen Persönlichkeit, seines weiblich weichen Wesens unterstützen wollte. Thatsächlich hatte Gustav auch in letzter Zeit kleine Kostbarkeiten an Fanny bemerkt, als deren Spender sie mit gewohnter Offenheit und nicht ohne Ironie v. Eck angab.

Und ob auch neuerdings häufige Zweifel in ihm erwachten, ob Fanny alle die ungeheueren Opfer auch

wirklich verdiene, die er ihr gebracht hatte: seine tiefe Verschuldung, die Vernachlässigung seiner Studien, die Erkaltung der Innigkeit zwischen ihm und seiner Mutter — er war ihr einmal verfallen. Seine Sinne hatte sie vergiftet, seinen Geist umstrickt, sein Charakter war angefressen von der Fäulniß des ihrigen. Seinem Bruder hatte er sie abgewonnen; und nun lag ein eigener Reiz für ihn darin, diesen so theuer bezahlten Erwerb gegen alle Welt zu vertheidigen und zu behaupten. Befriedigte Rache und spät geweckte, aber darum unauslöschliche Sinneslust knüpften ihn an ihre Person, die sie wachgerufen hatte. Es mochte schönere Mädchen geben: für ihn gab es blos die Eine, die sich ihm, seiner Meinung nach, in freier Neigung zu eigen gegeben hatte. So lange sie in seinen Augen ein anständiges Mädchen blieb, war er ihr durch das unlöslichste Band, durch sein Wort verpflichtet und verbunden. Und so kamen denn noch die ehrenwerthesten Seiten seiner Eigenart dazu, um ihn für immer an die zu knüpfen, die sein Verderben

werden mußte: seine hohe Auffassung vom Mannes-
worte und der Treue, sein stolzes Kraftbewußtsein, das
sich die Macht zutraute, auch einen widerstrebenden
Charakter nach seinem umzumodeln, sein kampffrohes
Selbstgefühl.

Zu Hause litt es ihn nicht mehr. In Allem
störte und beirrte ihn ihr Bild. Es hinderte ihn im
Studium, es scheuchte ihn aus dem Schlafe auf. Und
so beschloß er denn, Wache zu halten ob seiner Liebe.
Gustav Lohner wurde Stammgast der „Akademischen
Legion".

Anfangs suchte er Umgang mit Niemandem. Er
begnügte sich damit, wortlos dazusitzen, in stumpfes
Brüten versunken, und jeden Annäherungsversuch schroff
zurückzuweisen. Aber auch seiner wortkargen und wenig
theilnahmsbedürftigen Natur ward die Last des Schwei-
gens auf die Dauer unerträglich. Vom ersten Abend-
schimmer bis in die späteste Nacht dazusitzen, ohne Be-
schäftigung und sonder Ansprache vermochte er nicht.
Er begann zu spielen; unglücklich, weil ohne jene Lust

an der Sache und ohne jene Aufmerksamkeit, deren es dabei bedarf; sein ganzes Augenmerk war der Kasse zugewendet; wenn irgend Jemand mit dem Mädchen zu freundlich sprach oder zu aufmerksames Gehör fand, dann konnte ihn die Wuth bemeistern, daß er die Karten oder den Queue ungestüm auf das grüne Tuch hinwarf. Zu sprechen vermochte er mit Fanny nicht; in kleinen Häkeleien, deren sie Meisterin war, reizte und kränkte sie den ungelenkeren Mann. War also das Kaffeehaus leerer geworden und nahte die Stunde, wo seine meist gefürchteten Feinde, v. Eck und sein Kumpan zu kommen pflegten, dann begann er zu trinken. Viel und begierig, doch ohne jede Wirkung auf seine Stimmung; nur noch heftiger ward er, wie es denn kein traurigeres Zechen giebt, als wenn man um sich zu betäuben und in trübseliger Einsamkeit Glas um Glas leert.

Gustav Lohner hatte seine Waffengeübtheit viel Freude bereitet. Das war ein Schmuck, der nicht blos seine Person, der die ganze Verbindung, zu der

r gehörte, zierte und erhöhte. Seiner und seines Namens unwürdig wäre es ihm erschienen, den Hieber der den Säbel mit einem Gegner zu kreuzen, der ihm nicht gewachsen war. Nunmehr sollte auch dies zur Waffe werden, womit er seine Liebe zu schützen gedachte. Ein freundlicher Blick, ein Lächeln Fanny's bot den Anlaß zur brutalsten Forderung. Und dabei focht er nicht mehr mit der alten, freudigen Männlichkeit, sondern abwechselnd wild und heftigst angreifend, dann wieder tückisch den entscheidenden Augenblick und die mindeste Blöße ausspähend, und in einen einzigen Hieb die ganze entsetzliche Kraft seines Armes legend, dem nicht durchwachte Nächte, nicht stetes unregelmäßiges Leben und ewige Sorgen die alte, gewaltige Kraft hatten brechen können. Der stolze Lehner, der feinste Bursche, der je in Wien Band und Farben getragen hatte, sank zum Klopffechter herab, vor dessen Jähzorn auch dem Intimsten graute.

Es ward stille um die Kasse. Aber auch das letzte Fünkchen von Zuneigung erstarb in Fanny's

Herzen angesichts dieses Menschen, der zwischen Trunkenheit und Katzenjammer, zwischen Fechtboden und Kaffeehaus ein wüst trübseliges Dasein führte, und in dessen Seele dabei die quälendste Empfindung nimmer schweigen wollte, die, daß das Alles eigentlich umsonst und vergeudete Mühe, daß sein ganzes Leben verspielt sei, ohne nennenswerthen Gegeneinsatz. Seinen gefürchtetsten Gegnern konnte er nicht zu Leibe. Friedrich v. Eck mied das Café, ob Gustav gleich die Ueberzeugung hatte, daß er sich mit dem Mädchen nach wie vor zu treffen wisse. Fanny's Kälte war zu unbesiegbarer Furcht geworden; und der Namenlose grüßte tagtäglich mit hündisch frecher Unterwürfigkeit und Vertraulichkeit den Gehaßten, der dem Ehrlosen nichts anhaben konnte.

So vergingen Monate. Gustav ertrug es, daß sein Name im schmutzigen Notizbuche des Kellners hinter einer ganz gewaltigen Zahlenreihe stand; er ertrug es, daß sich Leute an ihn und in seinen Umgang drängten, die er noch vor Kurzem voll Verachtung

von sich gestoßen hätte. Stumpfsinnig sah er eine Schuldenlast sich häufen, die er kaum mehr zu begleichen hoffen durfte; sein Name ward ein Stichblatt plump witziger Bemerkungen. Ihn berührte es nicht, ja, er ertappte sich einmal dabei, wie er den Gruß des gehaßtest verächtlichsten Menschen erwiderte.

Auch Ostern war vorüber gegangen, ohne daß er auch nur an eine Heimreise gedacht hätte. Er hielt Wache. Sein ganzes Leben war zusammengedrängt und spielte sich ab in dem Kaffeehause, welches einst, — wie kurz erst! — widerhallte von dem kräftigen Brustton seiner Stimme, wenn er über studentische Angelegenheiten der Erste zu seinen Pairs sprach, und das nun den hoffungsvollen und lebensfreudigen Jüngling tagtäglich in seinen Mauern sah als müden, gebrochenen, verbummelten Studenten.

VI.

Also hielt Gustav Lohner Wache in der „Akademischen Legion“. Aber er stand auch dann nicht davon ab, als er nichts mehr zu bewachen hatte, als das eintraf, was er längst besorgt und geahnt hatte und eines Tages an Stelle des klugen, scharfgeschnittenen Gesichtes Fanny's ein fremder, stiller Blondkopf dem Eintretenden sich zuneigte. Er hatte gewußt, es mußte so werden. Es hätte ihn wahrhaftig von Fanny Bermann, wie er sie jetzt kannte, gewundert, wenn sie es nicht verstanden hätte, alle Menschen, vom Kaffeesieder bis zum Feuerburschen, in ihr Interesse zu ziehen, um es zu verhindern, daß

ihn irgend Jemand von der ungeheueren Niedertracht in Kenntniß setze, mit der sie umging.

Ein Ekel vor sich selbst wollte ihn erfassen. Sein Name erschien ihm befleckt und in den Koth gezogen. Was gab es in ihm, was sie nicht beschmutzt hätte? Das bräutliche Verhältniß zu ihm war nichts gewesen, als eine falsche Schutzmarke, auf werthlose Waare geklebt, die sie begehrenswerther erscheinen lassen sollte; wie es ja den Menschen stets am meisten nach dem lüstet, was Eigenthum eines Anderen ist. Oh, die ganze Welt war unendlich verworfen und er der allererbärmlichste Mensch auf ihr. Das neue Mädchen in der Kasse gleich. Hatte sie nicht ein Gesicht, das so rein und lieb war, wie das der Jungfrau Maria? Und sah er nicht, wie sie mit Jedem liebäugelte, selbst mit ihm? Und doch ging er unter Menschen. Was wollte er mit seinem verstörten Leben, mit der Qual seiner Gedanken auch beginnen? Und um seine Tage zu füllen und seine Erinnerungen los zu werden, trank er, bis er als letzter Gast mit geröthetem

Gesichte und glühendem Auge heimtaumelte, um in lethargischem Schlafe Vergessenheit und Kraft zu gleichem Kreislaufe für den nächsten Tag zu finden. Und was ihn aber selbst dann quälte und in seine Träume gespenstig verfolgte, das war dieser Gedanke: Wie, wenn Fanny nicht schlecht war? Wie, wenn sie blos die Furcht vor ihm einem Anderen in die Arme getrieben hätte? Das wäre das Entsetzlichste! In solcher Stimmung, in solcher Lebensführung fand er am frühen Morgen ein Telegramm. Der Schulze war gestorben. Man erwartete den Sohn zum Leichenbegängniß.

Gustav legte sich nicht nieder; selbst das Bedürfniß des Schlafes hatte er in letzter Zeit nahezu verloren. Er fuhr heim. Und nie noch war ihm die Heimfahrt so rasch erschienen, als diesmal. Er hatte kein Auge für die mannshohen Halme, die unter dem Gewichte ihrer eigenen Aehren harmonisch schwankten; er sah nicht die Hochsommersonne, die über Mährens Gauen ihr reichstes Gold fast verschwenderisch ausgoß;

in ihm lebte nur Ein Gedanke: „Wie wirst du deine Mutter sehen, mit welcher Stirne ihr entgegentreten?"

Er wollte beichten; aber wie hätte er das Herz finden sollen, der verstörten, über den jähen Tod des kräftigen, lebensrüstigen Mannes untröstlichen Frau mit solchen Bekenntnissen zu kommen? Als ihre Hoffnung hatte sie ihn begrüßt; sollte er ihr die Augen öffnen, wie nicht blos der Tod eines Vaters, den zu beweinen er die meiste Ursache hatte, das verstörte Aussehen, die tiefen Furchen auf der Stirne ihres Lieblings, die sie umsonst zu glätten versuchte, verschuldet hatte? Er konnte es nicht. Lieber ging er mit unbefreitem Gewissen hinter dem Sarge, lieber hörte er die Lobsprüche auf seinen ehrenfesten Vater an: „Er war ein Ehrenmann", und die geflüsterte Antwort: „Und der Sohn wird es auch". Nur er konnte damit gemeint sein; vom Todestage des Erbrichters an führte sein Bruder diesen Namen. Er hätte aufschreien mögen.

Und dann kam die schwerste Stunde, als er der

Mutter doch Alles gestehen mußte, und sein unfreiwilliges Geständniß allen erlösenden Werth verloren hatte.

Noch am Tage des Leichenbegängnisses waren die Brüder in Streit gerathen. Ohne letztwillige Verfügung war der Schulze aus dem Leben geschieden; es bedurfte auch wohl seines Bedünkens keiner solchen. Aber darauf gestützt, weigerte Georg dem Bruder jeden Antheil am Erbe. Erstaunt hörte Frau Marianne die Ausbrüche fassungslosen Hasses, mit denen er Gustav überhäufte: „Du willst erben," schrie er, „du? Wofür? Wir haben es uns hier sauer werden lassen und du hast gelumpt in Wien. Wir Alle, das ganze Hauswesen, durften so viel nicht verbrauchen, als du allein, heißt das mit der Jüdin. Meinst du, ich habe nichts davon gewußt? Ich habe geschwiegen, aber ich habe gehofft, es dir heimzuzahlen, du schleichender Duckmäuser, du Lump! Wenn es dir nicht recht ist, geh' hin und fordere vor Gericht Erbtheilung. Man wird sie dir bewilligen; aber alle Welt wird es

auch wissen, welch ein Lump Gustav Lohner ist. Noch ist es Keinem eingefallen, an dem rütteln zu wollen, was seit ewiger Zeit feststeht, an der Untheilbarkeit unserer Gründe. Aber freilich — es hat auch noch Niemand daran gedacht, eine Jüdin heiraten zu wollen und sie sich derweilen auszuhalten."

„Niemand?" fragte Gustav.

Darauf schwieg Georg. Aber um so höhnischer verwies er den Bruder auf den Rechtsweg oder auf das, was ihm allein übrig bliebe, auf die Dienstbarkeit. Die Ordnung des Hauses schien gelöst. Horchend standen Knechte und Mägde an den Thüren und mit Noth vermochte Frau Marianne die erbitterten Geschwister von Thätlichkeiten zurückzuhalten.

In der Nacht aber trat sie an das Bett ihres Sohnes; mit jenen Worten, wie sie nur einer Mutter zu Gebote stehen, beschwor sie ihn, sich ihr zu eröffnen. Sie hatte kein Licht mitgebracht; einem unsichtbaren Beichtiger beichtet es sich leichter. Todtenstille war es; nur der schwere Odem Frau Mariannen's, die

flüsternde Stimme ihres Sohnes tönte durch das Gemach; manchmal gesteigert; dann entströmten Anklagen gegen sich selbst, wilde Schmähungen gegen die Jüdin, gegen den Bruder, seinen Lippen. Warum er erblos sein müsse? Ob er nicht so gut Kind seiner Eltern wäre als Georg? „Darf nur einer erben, dann darf auch nur einer leben.“ Seine Hände zwischen den ihren haltend, saß sie neben ihm, bis er im Grauen des Tages entschlief.

Frau Marianne aber konnte nicht schlafen. Eine Unruhe verzehrte sie, trieb sie in ihrem Zimmer auf und ab. In der Angst des Tages, in der Sorge um die Lebenden hatte sie des Todten vergessen. Nun brach sie an seinem Bette zusammen und barg ihr Haupt in den Kissen des vereinsamten, verwaisten Lagers. Der Schulze hätte leben sollen, noch kurze Zeit mindestens leben sollen! Der hätte die harten Köpfe auseinander gehalten oder gebrochen; er war der Damm gewesen, der Land und Meer schied; und nun, gerade wo die Sturmflut sich erhob, wo

schon die ersten verrätherischen Krausen über die Fläche hinjagten, mußte er in sich selbst zusammenbrechen! Er war ein Mann und wo sie ohne eine andere Waffe, als ihr Mutterherz, recht eigentlich wehr- und hilflos war, da wußte er wohl noch Ausweg. Er war ein Mann; ihm ziemte es, das Allgemeine im Auge zu halten; er durfte vor Allem den Segen des „Höferechtes“ betrachten, jenes uralten Brauches, durch den die Bauern der Landschaft seit undenklichen Zeiten adelig frei auf ihrem Grunde sitzen, wenn in den umliegenden Gegenden jede zweite Generation im Besitze wechselte, so allmälig das ganze Land in Armuth und Dienstbarkeit versank und sich auf den Trümmern freier Bauerngemeinden endloser Latifundienbesitz erhob. Sie aber war Weib und war Mutter und außer Stande, den Kummer des geliebten Einzelwesens mit der Erwägung des Gesammtwohles aufzuwiegen.

Und dann: Wie war ihr der geliebtere Sohn heimgekehrt! Sie konnte sich nicht enthalten, ihn im

Schlafe zu betrachten. Die Faust zornvoll geballt, die Stirnadern geschwellt, den Mund zum Schrei oder Fluche halb offen, lag er da. Das war ihr Sohn nicht, und dieser Mensch war schier fremd ihrem Herzen. Wie häßlich hatten sich beide Kinder ihr doch heute offenbart! Georg, den nicht offene Rechtsverletzung, nicht der Wille des kaum besargten Vaters davon abhalten konnten, Befriedigung für seine Rache zu suchen, Gustav, der sie belügen konnte, der nicht in offenem Geständniß Erleichterung und Verzeihung suchte. Wie entsetzlich hatte doch eine kurze Zeit Alles und Alle gewandelt!

Aber immerhin; mochte sie auch die Achtung vor ihrem Sohne verloren haben, ihn zu retten, wollte sie daran wenden was sie konnte. Er mußte vor Allem unbedingt aus dem Hause; seine arg verfahrenen Angelegenheiten in Wien in Ordnung bringen. Dann konnte man weiter überlegen. Ihres Elterngutes größten Theil hatte der Ankauf jenes Gutes verschlungen, das ihm zugedacht gewesen, mochte denn

auch der Rest dahin gehen, wenn es nur dazu half, dem Sohne eine Zukunft zu sichern. Aber sie brachte dieses Opfer ohne rechte Hoffnung; ihr Vertrauen war dahin; schwere Ereignisse ahnte sie voraus und ihre Schatten warfen sich jetzt schon verdüsternd auf ihr Gemüth.

Eine Erleichterung schien es ihr doch, als er abgereist war. Lange und viel hatte sie ihm ins Gewissen gesprochen, zu erwägen gab sie ihm, wie dies das Letzte sei, was sie an ihn wenden könne. „In Gottes Hand liegt dein Geschick noch jetzt. Hab' Acht daß es nicht in die deines Bruders falle."

VII.

Immerhin, der Gustav, der in furchtbarster Drohung die Hand gegen seinen Bruder geschüttelt hatte, dessen Mund geschäumt und dessen Auge geglüht hatte, war Frau Mariannen fast lieber, als der, den sie wenige Tage nach seiner Abreise wieder heimgekehrt am runden Tisch des Gesindezimmers sitzen sah, der sich willig der Dienstbarkeit seines Bruders unterwarf, aus dessen Mund nie ein Wort der Klage, aber auch nie ein Lachen kam. Dem keine Arbeit zu groß und keine Beschimpfung zu schwer erschien, so viele deren auch Georg über ihn häufte.

An einem Regentage war er heimgekommen;

überreif war das Getreide und die Gefahr nahe, daß es auf dem Halme verderbe, oder das Gras sauer werde. Er hatte es stumpfsinnig gesehen; ihm war ja kein Antheil daran. Nur als der einsame Wanderer am Mauthhause vorbei kam, da zog er den Hut tiefer ins Gesicht. Ungesehen und unerkannt kam Gustav Lohner zum zweiten Male heim.

Aber nicht seines Fleißes, nicht seiner Unterwürfigkeit konnte Frau Marianne froh werden. Ihr schien es, als sei ihm die Arbeit blos ein Mittel, um schrecklicher Gedanken los zu werden. Und manchmal loderte es in Gustav bei einer besonders rücksichtslosen Beschimpfung des Bruders doch wieder auf; jäh und blitzartig rasch verlöschend. Ein unheimliches Bangen beschlich dann Frau Mariannen; ein ähnliches Gefühl, wie es der Feuerwärter hat, wenn er die Platten des Dampfkessels roth glühen sieht, ohne daß auch nur ein Dampfwölkchen sich zeigt; denn er weiß dann, daß es bloß des mindesten Anstoßes, der geringsten Erschütterung bedarf, um

die schrecklichste Explosion zu erzeugen. Allnächtig hörte sie seinen schweren Tritt mechanisch gleichmäßig durch sein Zimmer hallen; er aß kaum, er schlief nicht und er schwieg.

Freilich, eine ungünstigere Zeit zur Heimkehr hätte er auch kaum wählen können. Jedes Schicklichkeitsgefühles vergessend war Georg unmittelbar nach dem Tode des Vaters auf die Freite gegangen; nicht die mindeste Aussicht auf einstiges Besitzthum sollte dem „Bettler" bleiben. Mit dem unverhohlensten Korbe war er heimgesendet worden. Man könne dem kein Mädchen aus anständigem Hause geben, der den Bruder solchergestalt betrogen habe. Er war aufgefahren. „Mir das? Dem Lohner aus Kunzendorf?" Und der Bauer hatte geantwortet: „Nicht dem Erbrichter Lohner, dem Georg Lohner gilt das." Diesen Schimpf, die gesellschaftliche Acht, die ihn aus dem Kreise seiner Standesgenossen, der Großbauern, ausschloß und auf den Umgang mit allerlei Gesindlein beschränkte, die immer noch ungeminderte Achtung, mit

der die Knechte Gustav begegneten, hatte er an ihm heimzuzahlen und beschloß er ihn, alles Bittens der Mutter ungeachtet, entgelten zu lassen.

Frau Marianne aber gab immer noch nicht alle Hoffnung auf. Sie wünschte beinahe, Gustav's Erstarrung möchte noch einige Zeit andauern. Es gab genug reiche Erbtöchter im Gau, und wo die Schulzin anklopfte, da war sie sicher, keine Abweisung zu empfangen. Aber als sie zu Gustav von dieser Absicht sprach, da sprach er ein entschiedenstes Nein. Sie verstand wohl warum; er fühlte sich einer ehrlichen Frau unwürdig, und dieser Zug machte ihn ihr wieder lieber. Aber die Schamröthe seiner Wangen, die mächtigere Unruhe der folgenden Nächte konnte sie nicht ausdeuten, und er — er wäre vor Scham vergangen, wenn er davon, von der tiefsten Demüthigung, die ihm widerfahren, hätte erzählen müssen.

Es war an einem der ersten Tage seines letzten Wiener Aufenthaltes. Der drängendste Theil seiner Schulden war beglichen; einen Brief an die Mutter

hatte er begonnen, worin er ihr mittheilte, was geschehen war und ihren Rath für die Zukunft einholte.

Der Brief wurde nicht abgesendet, nicht einmal beendet. Bei den Worten: „Nun rathe, Mutter!" war er abgebrochen geblieben.

Er war in den Volksgarten gegangen. Da hörte er auf einmal seinen Namen von einer bekannten Stimme nennen, auf seine Schulter legte sich eine feine Hand, neben ihm stand Fanny.

Fanny war schöner geworden, wie es ihm schien. Ihr Auge war leuchtender als je, ihr schöner Körper hatte an Fülle gewonnen, reiches Gewand umgab ihn, und kostbare Kleinode blitzten in ihrem Ohr und an der Schließe ihres Jäckchens. Zwanglos setzte sie sich neben ihn, anmuthig und heiter begann sie ihrer Freude, ihn wiederzusehen, Worte zu leihen. Es hörte sich ihr so gut zu; ihre Ausdrucksweise war so gewählt, und wenn sie einmal hellauf lachte, klang es so frisch. — Aber freilich war der Grundton ihrer Rede nicht der heiterste; Friedrich v. Eck war verreist,

um eine neue, ihm zugefallene Erbschaft zu beheben. „Du hast doch wohl auch geerbt, oder nicht?“ Es sei ihr gar so einsam jetzt, nun sie Gesellschaft gewöhnt sei. — Zumal jener schönen Abende am Anfange ihres Aufenthaltes in Wien gedenke sie sehnsüchtig. „Erinnerst du dich?“ Es sei ihr gar so entsetzlich, an Friedrich v. Eck gebunden zu sein; diese lebendige Mahnung an den Tod, der Tag für Tag nachrechne, wie viel von jener Frist, die er noch zu leben habe, bereits verstrichen sei. Und sie schalt seinen Egoismus, mit dem er sein ganzes bedeutendes Vermögen verschleudere, nur damit Niemand ihn beerbe. Nur die Originalität seiner Werbung, die offene Erklärung, mit der er vor sie hintrat: er wisse, er habe höchstens noch fünf Jahre zu leben, ob sie ihm helfen wolle, diese genießend hinzubringen, habe sie bestochen. Und vor ihm, der ihr immer unendlich lieber gewesen sei, vor ihm habe sie sich damals gefürchtet. „Aber du bist jetzt wohl toleranter geworden, Gustav?“

Von ferne her klang die Musik rauschend und

berauschend. Er sprach fast nicht ein Wort, er hörte nur zu, er betrachtete nur die reizenden Bewegungen ihrer vollen Gestalt und jenes Lächeln, das zeitweilig um ihre Lippen spielte; kaum verzog es den Mund, nur die spitzen weißen Eckzähne zeigte es und wetterleuchtete um die Augen herum; und doch war es so schwül und verheißend, wie das Parfum, das ihrem Kleide entströmte, nun sie sich erhob, es zurechtstrich und ihn dabei fragend ansah: „Du begleitest mich doch mindestens, Gustav?"

Er legte ihren Arm gehorsam in den seinen; seine Mutter war vergessen und jenes Versprechen, das er ihr gegeben hatte, nimmer wieder sich diesem Weibe zu nähern. Ganz andere Dinge noch wären ihm entfallen in jener kleinen Wohnung am Ring, die sie bewohnte und die der feinste Geschmack eines vollendeten Lebemannes eingerichtet hatte, in jenem Schlafzimmer, das Tag und Nacht das gleiche, ungewisse, rosige Licht durchfluthete. Es war der alte Zauber, der ihn umfing; so stark, daß er vor diesem Weibe hin-

stürzte und es beschwor, Alles zurückzulassen und ihm zu folgen in die neue Welt, ein frisches Leben zu beginnen, wie er ein neues beginnen wolle.

Sie beugte sich zu dem Knieenden und flüsterte ihm etwas in's Ohr. Er war aufgesprungen; die Schamröthe stieg ihm damals ins Gesicht, wie heute, wenn er jener tiefsten Demüthigung dachte und des Zorneswortes „Dirne!" das er dem Mädchen ins Gesicht geschleudert. Ihm wagte man einen solchen Antrag zu stellen! Er, Gustav Lohner, sollte die Rolle des zweiten Liebhabers spielen, sich zu dem Mädchen schleichen, wenn ihr rechtmäßiger Eigenthümer nicht zu Hause war, und vor seinem Heimkommen zittern! Wie tief mußte er gesunken sein! Wie tief! Denn das Mädchen kannte ihn heute, wie sie ihn früher gekannt hatte. War er wirklich keiner besseren Achtung mehr werth? So sehr auf eine Stufe mit Fanny Bermann gesunken, daß er nichts Besseres verdiente, als von dieser Dirne behandelt zu werden, wie ihres Gleichen? Damals war aber auch das

Wort in ihm erklungen: „Wer sich nicht selbst meistern kann, der suche einen Meister, je strenger, desto besser," und der Entschluß war in ihm gereift, heimzukehren und das schwerste Kreuz auf sich zu nehmen: das Joch eines Bruders, den er von frühester Kindheit an gehaßt, mit dem er in Allem rivalisirt: siegreich um die Liebe der Eltern und eines Mädchens, für immer unglücklich im Kampfe ums Dasein.

Es war Wettrenntag gewesen, als er von der Stätte seiner Jugendkraft schied. Er hatte sein Burschenband zerrissen, aus dem Buche seiner Verbindung hatte er seinen Namen löschen lassen. Niemand sollte des unseligen Menschen fürder gedenken, der seinerzeit eine Rolle in der Wiener Studentenschaft gespielt hatte, und dessen Name für immer verschwunden und vergessen sein sollte. Wagen rollten durch die Praterstraße, als er sie, gesenkten Hauptes, seine wenigen Sachen in der Hand, durchschritt. Und als er am Praterstern eine kurze Weile Rast hielt, da fuhr auch sie an ihm vorbei. An der Seite

Friedrichs v. Eck saß Fanny; ihr Auge schweifte stolz und im Bewußtsein erreichten Strebens leuchtend über das Gewimmel der Fußgänger, und auch über den blassen Mann, der die Hand ingrimm= und schmerz=voll auf die Brust preßte.

Konnte Gustav davon der Mutter sprechen? Konnte er? Ihre ärgsten Befürchtungen konnten nimmer an das hinanreichen, was wahr, erlebt, thatsächlich war. An jene Geschehnisse, die ihn auch in der Erinnerung nimmer losließen, die unabläßig wie aufgescheuchtes Nachtgevögel sein Haupt umschwirrten. Die ihn zur Arbeit trieben, unbarmherziger als es die Peitsche des Sklavenvogtes hätte thun können, die Striemen um Striemen in seinen Geist rissen, daß er oft wünschte, er verlöre den Verstand, nur damit er auch seines unbarmherzig treuen Gedächtnisses ledig werde. Und die keine Ermüdung, nicht die schwerste Er=schöpfung aller seiner Kräfte bannte; denn wenn schon sein Körper dem Schlummer und seiner Gewalt verfiel, dann standen sie spukhaft lebendig in seinen

Träumen wieder auf und quälten und ängsteten ihn, daß der Schlaf schier ärger war als das Wachen. Und doch, leicht möglich, daß Georg minder brutal gewesen wäre, minder gewaltsam auf seines Bruders Versunkenheit eingestürmt hätte, hätte er gesehen, wie der von verhohlener Wuth Uebermannte einmal einen gewaltigen Prügel zerbrach wie ein dünnes Rohr.

VIII.

Dieses eine Mittel schien Frau Mariannen aus der Wirrniß führen zu können, in die sie und ihr Haus jäh gerathen war.

Niemand hängt mehr und mit innigerer Neigung an seinem Boden, als der deutsche Bauer. Fast nie entäußert er sich in dieser Gegend seines Besitzes und selbst unter den Aermsten ist Auswanderung ein ungekannter Begriff. Frau Marianne aber entschloß sich dazu. Der Rest ihrer Habe genügte, nun Gustav den Gedanken an Verehelichung so schroff zurückgewiesen hatte, keineswegs dazu, sich im Ruhlande anzusiedeln; aber über'm Ocean mochte er dazu reichen. Ohnedies war ihr der Aufenthalt in der Heimat verleidet; eine

ebenbürtige Frau fand Georg einmal nicht, und ihr Bauernstolz empörte sich dagegen, mit einer Schwiegertochter zu wirthschaften, die nicht in den Rahmen dieses Hauses und seiner Vergangenheit paßte. Sie sprach mit Niemand von ihrem Plane; sie kündigte die Gelder, die ihr noch bei der Sparkasse ausstanden, und traf in gewohnter geräuschloser Betriebsamkeit ihre Vorbereitungen.

Nur vor einem Tage bangte Frau Mariannen noch; beim Erntefeste konnten die Geschwister aneinander gerathen. Im Hause wußte sie die Feinde unbemerkt und geschickt einander fernzuhalten; hier aber konnte sie nicht zugegen sein. Und dabei war keine Aussicht, das Fest zu hintertreiben; denn der Bauer veranstaltet es ja nicht für sich, der Tag gehört den Leuten, die sich das ganze Jahr in seinem Solde plagten. Gustav aber bestand, ihren Bitten zum Trotze, mit seltsamer Hartnäckigkeit darauf, hinüberzugehen. Wollte er den Becher der Demüthigung zur Neige leeren und sich öffentlich in seiner unwürdigen Dienst-

barkeit zeigen? Frau Marianne glaubte es. Oder wähnte er, man könne sein Fernbleiben als Mangel an Muth ausdeuten? Ihr bangte vor diesem Abende, zumal mehrfache Anzeichen darauf hinwiesen, wie die Erstarrung Gustav's zu weichen beginne. Die mindeste Erschütterung aber konnte, ja mußte bei der Fülle des Grolles, der in ihm schlief, verderblich und verderbenbringend werden.

Hatte Gustav sein Aeußeres in letzter Zeit vernachlässigt, an diesem Tage putzte er sich mit einer gewissen Beflissenheit. Frau Marianne sah ihm nach, wie er langsamen Schrittes zur Scheune hinüberging. Das Gewand, das er trug, war ihm etwas zu enge; aber eben dadurch wurde sein prächtiger Körperbau erst recht hervorgehoben. Er trug sein Haupt leicht gesenkt, daß ihm das schlichte Blondhaar verdüsternd in die hohe Stirne fiel; seine Bewegungen waren langsam, aber voll schwerfälliger Kraft. Zwar lag sein Auge tief und verschleiert in den von dichten Brauen umschatteten Höhlen; aber wenn er es aufschlug, dann

leuchtete es machtvoll. In der Hand, der die rauhe Bauernarbeit noch nicht ganz die alte Feinheit hatte rauben können, trug er den schweren Ebenholzstock, mit Elfenbeinknauf geziert; die einzige Erinnerung an seine Burschenzeit, heute zugleich eine Mahnung, wie er nicht des Tanzes oder der Unterhaltung halber zum Feste gehe. Unter dem Hofthor aber stand die Mutter und sah die geliebte Gestalt langsam im Dunkel der Nacht entschwinden. Fast erschien es ihr für immer.

Die große Tenne der Erbrichterei war aufgeputzt und so gut als möglich hergerichtet worden. Immerhin genügte der Schmuck an Blumen und Fruchtgewinden nicht, den Raum ganz des kahlen und ungemüthlichen Aussehens zu entkleiden.

Auch die Gesellschaft war bunt zusammengewürfelt. Es waren meist Knechte, die einer kameradschaftlichen Einladung gefolgt waren, sich eines lauten Tones beflissen und eine gezwungene Heiterkeit zur Schau trugen. Zu wirklicher hatten sie noch zu wenig getrunken. Einige wenige Bauernsöhne waren da, Georg's intimste

Freunde und beständiger Umgang. Und jenes Mädchen, das Gustav bei seiner letzten Heimkehr in der Mauth bemerkt hatte, die Tochter des Mauthjuden. Diese und ihre Mutter hatte irgend ein Mädchen mitgebracht.

Einen Mangel aber konnte kein Lärmen der Knechte und kein überlautes Lachen der Bursche verdecken. Nicht ein Großbauer war erschienen; was von älteren Leuten da war, das waren herabgekommene Häusler, die dem reichgedeckten Tische alle Ehre anthaten und die Possen der Bauernsöhne pflichtschuldigst belachten. Aber selbst die bemerkten es mißfällig: schon ging es ans Tanzen und noch war Niemand vom Hause gekommen, um pflichtmäßig zum Essen und Trinken anzueifern. Und doch erschien es undenkbar, daß Georg die lange ersehnte erste Gelegenheit, den Wirth und den Schulzen öffentlich herauszukehren, ungenützt werde verstreichen lassen.

Endlich erschien Gustav; er begrüßte Niemanden besonders, aber was zur Erbrichterei gehörte, bot ihm

freundlich bescheidenes Willkommen. Viele Männergestalten, arbeitskräftig und arbeitsverschönt, waren hier versammelt; aber er fiel unter Allen auf. Und manche hübsche Dirne gestand es sich, daß ihn eigentlich selbst seine Traurigkeit ganz gut kleide, und wünschte sich, diese beseitigen zu können. Gefüllte Krüge wurden ihm entgegengehalten; es kam von seinen nunmehrigen Kameraden und es wäre unschicklich, ja eine Beleidigung gewesen, nicht Bescheid zu thun. Das ungewohnte Getränk! Anfangs machte er bescheidene, dann immer durstigere Züge.

Als der Tanz begann, traf es sich, daß das Mädchen von der Mauth auch keinen Theil daran nehmen konnte. Ein Verwandter war ihr kürzlich weggestorben. Nach so langer Zeit der Schweigsamkeit fühlte Gustav das Bedürfniß, sich auszusprechen. Auch hatte ihm das Bier die Zunge gelöst. Es war ein stilles Mädchen, bei aller Bescheidenheit von höherer Bildung, als die anderen Anwesenden alle und von wohlthuendem Maße und angenehmer Ruhe. Gustav verwunderte

sich, wie dieselben Verhältnisse zwei Wesen so grundverschiedener Art reifen konnten, wie Fanny und dieses still resignirte Geschöpf, das nur seinen Eltern lebte und freud- wie wunschlos verblühte.

Es ward schwül in der Tenne; des Augusttages Hitze wirkte nach. Die Fiedel des tauben Geigers quickte schrill, die Lichter flackerten unruhig und beweglich. Als wolle er alles Versäumte nachholen, so viel und heftig sprach Gustav. Zwischendurch ging er zur Biertonne und leerte Glas um Glas; ihm ward wirblig und unruhig zu Muthe, wenn er die Paare sich mit festem, taktgerechtem Aufsetzen der Füße vorbeibewegen sah.

Niemand fragte nach Georg. Da hörte Gustav plötzlich durch all' das Lärmen die Stimme des Bruders und seine laute Lache: „Hoho! schon wieder bei der Jüdin!"

Das Blut schoß ihm ins Gesicht; er richtete sich unwillkürlich straffer auf. Aber jede Antwort zwängte er zurück.

An der Schwelle stand Georg. Langsam, mit unsicherem Schritte schob er sich vorwärts, das Gesicht geröthet, das Auge stier und vorgequollen, vom lärmenden Beifall der Genossen begrüßt. Er musterte die Gesellschaft hochmüthig.

„Ich weiß eigentlich nicht, was er jetzt bei der Jüdin will. Freilich, bei Jüdinnen hast du immer Glück gehabt. Aber die Andere war viel hübscher. Oder nicht, Gustav?" fuhr er höhnend fort.

Die Beleidigung, welche in diesen Worten für das stille Mädchen an seiner Seite lag, empörte Gustav. Aber er hatte Frau Mariannen sein Wort gegeben, keinen Streit zu veranlassen und auf keine Beleidigung zu erwidern. Dessen eingedenk bezwang er sich; er wandte sich und wollte durch die Hinterthür ins Freie.

Jedes der Hohnworte Georg's fand lauten Widerhall bei seinem Anhange. Trunkenheit und die Sucht, vor aller Welt seinen Sieg zu zeigen und auszunützen, befeuerten ihn, rissen ihn immer weiter fort. „Du

darfst bleiben!" rief er dem Gehenden nach. „Morgen kommt ohnedies wieder die Arbeit. Der ewige Müßiggang hat aufgehört. Hörst du nicht? Du sollst bleiben, sag' ich!"

Gustav blieb stehen. Der alte Zug der Apathie war aus seinem Gesichte gewichen; jähe Blässe und tiefe Röthe wechselten in schreckhaftem Spiele darauf. Seine Hand umklammerte unwillkürlich in immer härterem Griffe seinen Stock, der Arm zuckte und mit abgewendetem Auge sprach er: „Du bist betrunken, ich aber mag keinen Streit."

„Hoho!" lachte Georg wieder, „das mußt du freilich verstehen, ob Jemand betrunken ist! Hast es ja in Wien studirt. Streit! Hat man je gehört, daß der Herr mit seinem Knechte rauft? Will der nicht pariren, so lehrt man's ihm — mit Schlägen. Komm' her oder du sollst es sehen."

Auch der letzte Schein von Farbe entschwand aus Gustav's Wangen bei dieser letzten, schwersten Beschimpfung. Es war totenstille geworden, die Tänzer

hielten inne und nur die Geige des lahmen Jürgen, des Bettelmusikanten, schrillte. Langsam ging Gustav auf den Bruder los und tonlos war seine Stimme: „So schlag' zu!"

Georg wich zurück vor diesem Menschen mit dem gesträubten Haar und dem leichenfahlen Gesichte. Schreckhaft fiel Allen die Aehnlichkeit der Brüder auf; Beide gleich hochgewachsen und entstellt durch den Grimm. Nur daß der Georg's schon zu entweichen begann, während es in Gustav immer heftiger kochte und lange gährender Groll jede Maske abwerfen und sich in schreckensvoller Unverhülltheit zeigen wollte.

„So schlag'!" klang es zum zweitenmale durch die Stille.

Wieder wich Georg. Wie ängstlich sah er sich um. Aber so jäh und unerwartet war das gekommen, was Alle erwartet hatten, und mit solcher Spannung sahen sie zu! Es hielt sie, wie ein Bann. Kein Mensch hätte auch den Muth gehabt, da ein-

zuschreiten. Höchstens Eine; die aber durchwanderte ihr Zimmer voll stummer Bängniß.

Bis zur Mauer der Tenne war Georg zurückgewichen; hart hinter ihm drein Gustav. Sie standen einander so nahe, daß der keuchende Odem des Einen die Stirne des Anderen berührte. Zum drittenmale zischte es Gustav zwischen fest zusammengebissenen Zähnen hervor: „Schlag' zu!“

Um Georg begann sich's zu drehen; sein Auge verschleierte sich, nur des Bruders Blick glühte siegshaft unheimlich durch den Flor; seinen Arm meinte er drohend erhoben zu sehen. Man sah, wie Georg schwerfällig die Hand erhob und sie wuchtig ins Gesicht des Bruders schlug, und dann hörte man einen wilden Schrei des Zornes und ihm unmittelbar folgend einen voll Angst und voll Schmerzes. Der Stock in Gustav's Hand zuckte und fiel jäh und mit furchtbarer Kraft auf die Stirne Georg's. Und drei schreckliche Töne vernahm er so unvermittelt und doch so deutlich. Der Elfenbeinknauf des Stockes sprang

ab; das dicke Ebenholz zersplitterte mit gellem Tone. Und zwischendurch erdröhnte noch ein dritter Laut: so dumpf und doch bekannt — er wußte, so bricht lebendiger Knochen. Er sah, wie Georg mit den Händen einen Stützpunkt suchte und fingernd in die Luft faßte; wie der schwere Körper langsam an die Mauer zurücksank und dann schwer und plump niederglitt. Auf dem gelben Lehmboden der Tenne zeichnete sich ein Kopf mit weit aufgerissenen Augen und einer schrecklichen Wunde an der Schläfe ab, gespenstig hervorgehoben und eingefaßt von einem Blutkreise, der stets wachsend ihn umsäumte.

Sein Zorn war jäh verflogen. Wilde Verstörung verdrängte ihn. Auch des tauben Jürgen Geige war verstummt; sie entfiel dem Spielmann mit wimmerndem, gewaltig vernehmlichem Tone. Ein wüstes Lärmen erhob sich, gellendes Durcheinanderschreien und abgerissene Angstrufe. Hände streckten sich nach ihm aus, bereit, ihn zu greifen; Gustav aber hörte nichts, er sah sie nicht, er spähte nach einer letzten Regung, einem

letzten Heben der Brust. Dann kehrte er sich zu seinen Angreifern. Noch verfinsterte ein Abglanz der entsetzlichsten Wuth seine Stirne und glomm aus seinen Blicken, und bei dem Gedanken an die fürchterliche Kraft, deren schrecklichste Probe sie soeben erschaut hatten, wichen sie scheu und verschüchert. Mit bloßem Kopfe, die Haare im Gesichte, auf der Wange das Mal von der Hand des Todten, in der festgeschlossenen Hand die Trümmer des Stockes, stürzte er in das Freie, dämonenhaft schier anzusehen. In ihm aber erklang der Fluch des Kain.

Man hob den todten Körper auf. Im Getümmel drängten sich Männer und Mädchen um ihn, der so entsetzlich schwer war. Die mächtigen Glieder waren plump wie Blei, das Auge unnatürlich aufgerissen; wie versteinert lag der Ausdruck der letzten Angst auf dem Antlitz. Eine große Flocke geronnenen Blutes klebte an der rechten Schläfe, häßlich die schreckliche Wunde verhüllend. So trugen sie ihn; rings um ihn her war ein dumpfes Gebrause, aus dem manch-

mal der gellende Aufschrei einer Weiberstimme hervortönte. Durch den weiten Hof, an den gemauerten Stallungen, den übervollen Scheunen vorbei schleppten sie die Leiche, als wollten sie ihr ihren ganzen Besitz zeigen, zu ihrer Mutter.

IX.

Das Lärmen des Festes und das Geräusch des Tanzes war bis in Frau Mariannens Einsamkeit gedrungen. Aufhorchend lauschte sie darauf. Die Stille, die eintrat, hatte sie befremdet, das jähe, wüste Geschrei, das sich dann erhob, erschreckt. Nun hörte sie, wie sich langsam plumpe Tritte ihrer Kammer näherten. Sie wollte ihnen entgegen; aber sie fühlte sich wie gefesselt und an die Scholle gebunden. Jeden Schritt vernahm sie deutlich auf dem Boden aufstampfen; so langsam und schwerfällig kam es näher, als trüge man behutsam etwas Gewichtiges. Ungestüm erfaßte sie ein Schrecken; alle entsetzlichen Möglichkeiten, die sich ereignet haben konnten, durchlief sie.

Sie war im Begriffe gewesen, sich zu Bette zu legen und das ergraute Haar fiel lose über ihr Nachtgewand. Man pochte an die Thür, zaghaft; dann ward sie von außen aufgestoßen und eine Magd schrie: „Bäuerin, erschreckt nicht, wir bringen den Schulzen.“

Sie wankte, wie Jemand, den der unversehenste Stich ins Herz trifft. „Georg!“ Sie stürzte sich über die Leiche. Sie fragte nicht, wie das gekommen war, blitzartig war ihr die Kenntniß dessen aufgegangen, was da geschehen. Sie hätte die Geschichte erzählen können, als wäre sie zugegen und Zeugin jedes Vorganges gewesen. Das also war das Ende aller ihrer Bemühungen und Opfer!

Aber nur einen Moment blieb sie fassungslos. Mochte ja sein, daß alle diese Leute lediglich das Mitgefühl hierher gebracht hatte; doch durften sie nicht Zeugen ihres Schmerzes werden. Ihres doppelten Leides; denn beide Söhne hatte ihr dieser Eine Streich geraubt. Sie ließ die Leiche auf ihr Bett heben, dann

wies sie Alle vor die Thür. Allein und ungesehen hielt Frau Marianne die Todtenwache.

Sie entkleidete den Todten; den gewaltigen Körper säuberte sie vom Blute, das am Hemde und an den Gewändern starrte, die Augen schloß sie ihm; mit dem Aufgebote aller ihrer Kraft löste sie die Fäuste, die der Todeskampf verkrampft hatte; dann fügte sie die Hände ineinander und that ein Kreuz dazwischen hinein. Das Gerinnsel wusch sie von seiner Kopfwunde weg und strich das Haar verschleiernd zurecht, daß es das Schreckniß der tiefen Wunde verhülle, aus der sein Leben entflohen war. Dann entzündete sie die Todtenlichter; Jegliches bereitete sie, wie es der Brauch und die Sitte begehrten. Kein Laut entrang sich dabei ihrer Brust.

Stumm, wie geistesabwesend und mechanisch verrichtete Frau Marianne ihre Arbeit, und es war ein Anblick, wohl geeignet, ein Herz zu beklemmen, diese Mutter, die da so unhörbaren Schrittes beschäftigt war um den erschlagenen Sohn. Als sie aber fertig

war, da brach sie in die Kniee: mit schwerem Falle stürzte sie am Bette nieder, daß ihr Haupt schütternd an das Gestelle schlug. Und sie stöhnte; nichts Menschliches hatte dieser Laut, der da ungehört verhallte.

Ihre Augen brannten, aber keine Thräne kam in dieselben. Ein wühlender Schmerz lebte in ihrem Hirne, aber er war zu groß für Worte, zu neu und zu schrecklich, als daß sie hätte weinen können.

Sie erhob sich wieder; einen Tisch rückte sie vor das Bett, die alte Familienbibel legte sie darauf. Aber wo sie auch aufschlug, sie fand nur Zornesworte. Die Hände auf den Schoß gestützt, saß sie in stumpfem Brüten da, die Blicke auf den todten Sohn geheftet.

Er hatte ihr viel Herzeleid bereitet; es war kein guter Sohn gewesen; wo sie vermitteln wollte, da war er rauh drein gefahren. Aber es war einmal so seine Art. Und so lang er lebte, war noch immer Hoffnung da, er werde sich bessern, ändern. Gewiß;

wäre nur jener ewige Haß nicht gewesen! Er war noch so jung. Und ihr unglücklich getreues Gedächtniß sammelte alle Beweise guter Veranlagung, die er je gegeben hatte, von Kindesbeinen auf; es waren nicht allzuviele, aber sie verdoppelten ihr Weh.

So unruhevoll war diese Nacht und so voll geheimer Stimmen! Die Linde klopfte gespenstisch an das Fenster und unhörbaren Fluges schwebte eine Eule heran. Der Todtenvogel schrie. Ein geheimnissvolles Raunen ging durch das Thal, ein Wispern durch den Hof. Sie wußte nicht, waren es spukhafte Erzeugnisse ihrer überreizten Einbildungskraft, waren es Wirklichkeiten. Aber Gedanken kamen immer wieder und wollten sich nicht verscheuchen lassen, so trübselig, wie das nächtige Grauen. Angesichts des todten Sohnes ging die Mutter mit sich selbst ins Gericht, in ein strenges, unbarmherziges. Und sie fand gar Vieles, was ihre Seele beschwerte.

Wer war denn Schuld daran, wenn Georg so wurde, wie er war? Warum war sie nicht den ersten

Regungen seines Egoismus und seiner Rohheit mit Entschiedenheit entgegengetreten, statt zu warten, bis sie, gewaltig überwuchernd, ihm Alles entfremdeten? Sie hatte unmütterlich gehandelt; statt ihn erziehend zu bessern zu suchen, hatte sie sich von seinen Fehlern abstoßen lassen und ihr ganzes Herz dem Anderen zugewendet. Aber sie hatte zwei Söhne gehabt und hätte beide mit gleicher Liebe umfassen sollen; daß sie es nicht vermochte, daß sie dem Jüngeren, Erbrechtsverkürzten eine Entschädigung durch das größere Ausmaß ihrer Neigung bieten wollte, das war ihre Schuld. Denn sie hätte die Pflicht gehabt, jeden Anstoß zum Zwiste sorglichst aus dem Wege zu räumen; statt dessen war sie selbst ein solcher geworden. Aber auch gegen Gustav hatte sie gefehlt; sie hätte ihm nicht hinterrücks die Stange halten, nicht den Plan des Gatten, der den Jüngeren frühzeitig an Gehorsam gewöhnen wollte, durchkreuzen sollen. An Heimlichkeiten hatte sie ihn gewöhnt; wunderte sie sich, wenn er das, was sie ihn dem Vater gegenüber gelehrt

hatte, dann auch gegen sie übte? Sie wollte besänftigen und vergaß, daß nichts mehr kränkt und erbittert, als das als Gnade zu empfangen, worauf man ein Recht zu haben vermeint. Sie hatte seinen Leichtsinn unterstützt; über Nacht wird Niemand zum Lumpen, in dem der Keim dazu nicht von altersher steckte. Viel früher hätte die Sache ein Ende nehmen, noch bei Lebzeiten des Schulzen hätte Gustav heimkehren müssen, ohne jene Geldsendungen nach Wien, die von ihr ausgingen. Und auch jenes Tages gedachte sie, da die kleine Jüdin das erstemal die Schwelle der Erbrichterei überschritt und sie ihr mit Freundlichkeit begegnete. Sie selbst hatte das Verderben in ihr Haus geführt. Staunte sie dann, wenn es sie verschlang?

Allerdings; bei all' dem hatte sie nichts geleitet, was verwerflich oder unlauter gewesen wäre. Das Wohlwollen ihres Herzens hatte ihre Nachgiebigkeit gegen Gustav, ihre Freundlichkeit gegen das arme Judenkind verursacht. Aber Schwäche einer Mutter

ist Sünde, und zwar die allerärgste. Wer fragt nach den Motiven, wenn das Resultat so erschrecklich gen Himmel schreit? Hätte sie die Kraft nur gehabt, früher ebenso strenge gegen Andere zu sein, als sie es nun gegen sich selbst geworden war.

Einer ihrer Söhne war todt. Unglück genug für eine Mutter. Er hatte ein jähes Ende gefunden, wo er Lustbarkeit suchte. Aber dies war nicht genug des Leidens für Frau Mariannen, der erst angesichts der Leiche ihr ganzer Verlust klar, der ganze Umfang der Liebe offenbar geworden war, die sie für ihn gehegt hatte. Wie war er überdies gestorben? Durch Bruderhand; und dieser Eine Schlag hatte mörderisch drei Leben zernichtet. Und dieser Sohn, der geliebtere, war nun ausgestoßen und ein heimatloser Flüchtling!

Sie kniete nieder und betete. Nicht um Glück, denn selbst den Glauben daran hatte sie verloren. Eine bescheidenere Bitte war es, die sie an den Höchsten richtete. Sie wollte den einen Sohn, der ihr noch geblieben war, noch einmal wiedersehen. Zwar sie

wußte noch nicht, was sie dann thun würde. Aber wie ihr der Gedanke an ihn im höchsten Kummer gekommen war und wie ihr die Sorge um ihn die verlorene Kraft zum Gebete wiedergab, so werde ihr sonder Zweifel die Liebe zu ihm auch das rechte Wort auf die Zunge legen. Es waren gewaltige Dämonen, die ihres Sohnes Geist beherrschten und sein Herz von dem ihren gerissen hatten. Sie aber wollte den Kampf mit ihnen bestehen, mit hartem und mit gutem Worte, mit der Liebe und mit der Autorität einer Mutter. War das, was sie verschuldet hatte, auch unmöglich mehr gut zu machen, war das Gebäude gleich krachend zusammengefallen, das ihren Stamm Jahrhunderte schützend beherbergt hatte — was irgend menschenmöglich aus dem Einsturze zu retten war, das wollte sie bergen.

X.

Der Hof erwachte. Vom Fenster her zuckten unruhige Lichter glitzernd über den Mann hin, der für immer ruhig geworden war; die Kühe in den Ställen bewegten sich heftig hin und her, die Pferde arbeiteten an ihren Fesseln. Zum erstenmale in ihrem Leben hörte Frau Marianne dies dumpfe Brüllen und dies helle Gewieher theilnahmlos. Sie wartete.

In ihr Sinnen versunken hatte sie nicht bemerkt, wie sich die Thür leise in ihren Angeln drehte. Da vernahm sie gedämpften Schritt. Sie sah auf — ein erbarmungswürdiger Mensch stand im Zimmer. Fahl wie Asche die eine Wange, die andere heftig glühend,

den Thau der Nacht im Haare und Schmutzflecken am Gewande, das Auge fieberisch leuchtend und die Brust in heftigst ungleichmäßiger Arbeit, in der Hand jenen zerbrochenen Stock. Das war Gustav.

Sie aber empfand nicht das Häßliche seiner Erscheinung, die Verstörtheit seines Wesens. Sie sah nur, daß ihr Sohn noch lebte, aus den Schrecknissen dieser Nacht gerettet war. Nun galt es, sich ihn zu retten und zu erhalten. Sie winkte ihm, näher zu treten; die schlaflose Nacht, der Kummer und nun Gustav's unerwartetes Kommen hatten sie zu müde gemacht. Er aber deutete auf das Bett. Sie verstand ihn; schweigend nahm sie eine Decke und breitete sie über den Todten.

Und nun begann dieses Gespenst, das ihres Sohnes Züge trug, zu sprechen. Mit einer Stimme, heiser und markdurchdringend und durch den Flüsterton nur angstgeschärftem Mutterohre verständlich, forderte es Geld. Er wolle fliehen, nach Amerika.

Sie stand auf; mühselig sich dabei stets am Tische

festhaltend, ging sie auf den großen Wandschrank zu. Sie öffnete eines seiner Fächer und deutete auf das wenige Geld, das darin lag. Das möge er nehmen.

Er stöhnte auf: „Das ist zu wenig, Mutter, ist viel zu wenig!"

Sie zuckte die Achseln: „Ich habe nicht mehr."

Die heftigste Angst erschütterte seine Gestalt, erpreßte ihm Thränen: „Hilf mir, Mutter, sonst fangen sie mich und hängen mich auf! Hilf mir! Hilf mir!"

Sie legte nach langem Suchen allerlei Schmuck dazu; Korallenschnüre, goldene Ducaten an Henkeln, ihrer Söhne Tauf- und Firmpfennige, Silberzeug und einige Ringe; selbst den Trauring streifte sie vom Finger und that ihn dazu. „Das nimm." Aber auch dann erschien es ihm zu wenig. In hilfloser Noth beugte er sich darüber, heftig bebend. Und dabei stieß er an die Familienbibel. Der leichte Tisch, auf dem sie lag, kam in's Wanken, mit dumpfem Ton fiel das heilige Buch zu Boden. Erschreckt sah er sich um; dann aber, so stark war selbst in dieser

Stunde noch seine Verehrung davor, bückte er sich und wollte den Folianten aufheben.

„Lass' sie liegen!“ befahl Frau Marianne.

Der Ton ihrer Stimme klang hart wie Metall. Er blickte sie mit dem scheuen Blicke seiner Kindertage an; so gebietend erschien ihm ihr Gesicht wieder, aus dem jede Spur von Ermüdung einem herben, befehlenden Zuge gewichen war. Stolz und aufrecht stand sie da.

„Warum, Mutter?“

Sie schöpfte Athem. Etwas war ihr gelungen. Er konnte auch schon an anderes denken als an seine Todesangst. Langsam und gemessen, Wort um Wort abwägend, sprach sie dann: „Seit bald 200 Jahren ist dieser Hof in unserer Familie; seit bald 200 Jahren, seit dem großen Kriege vielleicht, hat auch jeder Lohner in dieses Buch die Namen seiner Kinder eingeschrieben, einen frommen Spruch dazusetzend. Vor 24 Jahren that es dein Vater selig zum letztenmal. Wenige Blätter sind noch übrig; die lass' mich ausreißen.

Denn ich will nicht die Chronik beschließen, indem ich einschreibe: „Der letzte Lohner erschlug seinen Bruder wie Kain und entfloh unstet und flüchtig wie Kain."

„Du sprichst hart, Mutter!" stöhnte er.

„Verdienst du es anders? Du hast den Muth gehabt, deinen Bruder, meinen Sohn, wie du es bist, zu erschlagen. Nun aber willst du entfliehen, feige, wie ein Dieb! Wohin? Wirst Du den Tag je los werden? Du bist nicht katholisch, du wirst keinen Priester finden, der deine Beichte hört und dich losspricht von deiner Schuld. Du hast keinen Mittler zwischen Himmel und Erde, der für dich Fürbitte beim Höchsten einlegt. Keine Gnadenwunder hast du zu erwarten. Wirst du je arbeiten, wirst du je schlafen können? Du hast als Flüchtling kein Mittel mehr, dich zu entsühnen, aber drei furchtbare Richter: den in dir, den auf Erden und den über dir. Und sie werden dich finden, Gustav, alle drei werden dich finden!"

Sie konnte nicht mehr stehen; schwer sank sie in einen Sessel, ihr Gesicht aber blieb gleich ehern.

Wie ein Richter erschien sie Gustav, wie die Verkörperung seines Gewissens. Zu ihren Füßen brach er zusammen; sein Gesicht barg er zwischen den Händen und in ein jammervolles Weinen, das sie im Tiefsten bewegte, brach er aus. „Was soll ich thun, Mutter? Rathe mir, was soll ich thun?"

Sie hob seinen Kopf sanft auf ihren Schoß, die Hand legte sie auf sein Haar und beugte sich zu ihm herab; flüsternd fuhr sie dann fort: „Sie werden dich hängen, hast du gesagt. Das ist nicht wahr. Wegen eines Todtschlages, nach schwerster Beleidigung, im ungeheuersten Jähzorn begangen, ist noch kein Mensch zum Tode verurtheilt worden. Aber selbst, wenn, nimm das Aergste: hast du nicht öffentlich und ungeheuer gesündigt und bist du so verstockt, daß du nicht einsiehst, wie auch die Strafe öffentlich und ungeheuer sein muß? Ist es nicht besser, seine Strafe zu erleiden, als in sich das Bewußtsein herumzutragen, man sei ihr entlaufen? In jedem Menschen einen Häscher zu sehen, der nur den unbewachten Augen-

blick erspäht, nur auf das verrätherische Wort lauert, um Einem dem Gerichte zu übergeben? Sie haben dich mir arg vertauscht gegen früher; aber du warst offenherzig und kannst dich nicht so sehr verändert haben, daß du dir die Kraft zutraust, ein schreckliches Geheimniß ewig in dir zu verbergen, die aber, dein Urtheil und deine Buße auf dich zu nehmen, nicht. Das war deine Heimat. Wie wirst du daran zurückdenken können? Jeder deiner Ahnen, die hier begraben liegen — es ist keiner unter ihnen, der nicht ein Ehrenmann war! — ist nunmehr dein Ankläger geworden, der du ihren makellosen Namen — der Erste! — befleckest und dich selbst weigerst, dich und deinen Stamm zu entsühnen!"

Es ward eine Weile todtenstille im Gemache. Nur der schwere Athem einer Frau, die angstvoll auf Entscheidung harrte, und Gustav's leises Weinen waren vernehmlich. Endlich sprach er: „Wir haben Sünde auf Sünde gehäuft, Mutter! Und du allein warst

die Reine, du allein hast gehandelt, wie es Gott begehren und sein Gesetz. Entscheide du denn!“

Eine feine Schamröthe stieg ihr ins Gesicht. „Sprich nicht so, Gustav! Auch ich habe gesündigt; wie viel und wie schwer, diese Nacht hat es mir gezeigt. Und selbst meine Kraft war vielleicht sündig; ich weiß nicht, ob ich sie auch gehabt hätte, wärest du also vor mir gelegen wie Georg! Ich habe mit mir gestritten; und das Leid um den einen Sohn bezwang ich nur, um mir den anderen zu erhalten. Der Herr sei gepriesen, der mir in meinem Grame dies gelingen ließ. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, jenes Geschlecht ausgelöscht zu sehen, dem ich angehöre und das Jahrhunderte mächtig blühte. Ich konnte es nicht erleiden, den Sohn meiner Seele irren zu sehen, in sich und durch die Welt. Und nun hast du dich wiedergefunden; nun gehe hin, stelle dich deinem Richter und nimm die Buße auf dich, die du verschuldet hast. Ich aber will hier bleiben; auf dem Grunde deiner Väter will ich deiner Wieder-

kehr harren und dafür Sorge tragen, daß der letzte Lohner wieder eine Heimat findet, wenn er entsündigt in die Heimat zurückkehrt."

„Aber ich werde sterben, Mutter, fern von dir und im Kerker!"

„Du wirst es nicht. Siehe, ich bin älter als du und habe unendlich mehr Herzleid erlebt und erfahren. Und doch, ich zweifle nicht daran, daß ich deine Wiederkehr erlebe. Kein Mensch geht von hinnen, er hätte denn seine Pflicht erfüllt. Was die meine ist, ich spreche es aus, und es ist kein leichtes Theil, Haus halten zu müssen mit solchen Erinnerungen. Deine Aufgabe aber ist weit größer. Du wirst den stolzen, Gott weiß wie lange, mit unserem Hause verknüpften Namen des Erbrichters nicht mehr führen dürfen. Wenn Andere sprechen, du wirst dein Lebetag schweigen müssen. Aber dafür mußt du Sorge tragen, daß dein Sohn wiederum den alten Titel führen, wiederum sein Haupt erheben darf in der Gemeinde. Steh' auf, Gustav! Und küsse mich, zum

letztenmale vielleicht für Jahre, für viele Jahre. Kleide dich und wasche dich; richte dich auf und erhebe dein Haupt. Du bist kein Bettler,' der um Gnade fleht; ein sündiger Mensch, der sich reinigen will, trittst du vor deinen Richter: Herr! ich heische mein Recht und meine Strafe!"

Der Tag war hell erglüht. Mit verstörten, arbeitsunlustigen, übernächtigen Gesichtern schlichen Knechte und Mägde herum; Keiner dachte an seine Arbeit. Auf Gustav's Arm gestützt, trat Frau Marianne in den Hof: „Hannes, spann' an." Kein geröthetes Auge verrieth die Thränen, die ihr nun, erleichternd, geflossen waren; stark war ihre Haltung. Des Knechtes erstaunter Blick weilte auf Gustav: „Was giebt's, Bäuerin?" Sie beugte das Haupt des Sohnes zu sich nieder und berührte es mit ihren Lippen: „Spann' an, Hannes, und fahr' in die Stadt. Der Erbrichter von Kunzendorf stellt sich dem Gericht."

Gebr. Adolph & Co., Löbtau.

Theodor Dostojewski
[illegible]

Alfred Klaar
[illegible]

Ferdinand Lasalle
[illegible]

Fritz Mauthner
[illegible]

Ed. Pailleron
[illegible]

Victorien Sardou
Die schwarze Perle

Léon Graf Tolstoi
Sewastopol

Oscar Wilsdorf
Charlotte von Kielmansegge

Preis M. 2.—

Ludwig Fulda
[illegible]

Alexander Herzen
[illegible]

Fritz Mauthner
[illegible]

A. Baron von Roberts
[illegible]

Ossip Schubin
[illegible]

Gustav Schwarzkopf
[illegible]

Richard Voß
[illegible]

Preis M. 3.—

K. S. [illegible]
[illegible]

Fanny Lewald
[illegible]

Fritz Mauthner
[illegible]

A. Baron von Roberts
[illegible]

Richard Skowronnek
[illegible]

Anton [illegible]
[illegible]

Ernst Ziegler
[illegible]

Preis M. 3.50.

Ludwig Anzengruber
[illegible]

Ada Christen
[illegible]

Jules Claretie
Der [illegible]

Alphonse Daudet
Die Könige im Exil
Sappho
Die [illegible]

Friedrich Fiedler
Der russische Parnaß

Maurus Jokai
[illegible]

Fanny Lewald
[illegible]

Hieronymus Lorm
[illegible]

Fritz Mauthner
[illegible]
Die Sonntage der Baronin

Elisa Orzeszko
[illegible]

Henry de Pène
[illegible]

A. Baron von Roberts
[illegible]

Gustav Schwarzkopf
[illegible]

Richard Voß
Die [illegible]

Franz [illegible]
[illegible]

Ernst Ziegler
[illegible]

Preis M. 4.—

Henrik Jaeger
[illegible]

Eduard Graf Keyserling
[illegible]

Hieronymus Lorm
[illegible]

Ferdinand Schifkorn
[illegible]

Ossip Schubin
[illegible]

Preis M. 5.—

Theodor Dostojewski
[illegible]

Hermann Faber
[illegible]

Hans Hopfen
[illegible]

Fritz Mauthner
[illegible]
[illegible]

Fritz [illegible]
[illegible]

A. Baron von Roberts
[illegible]

Franz [illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]